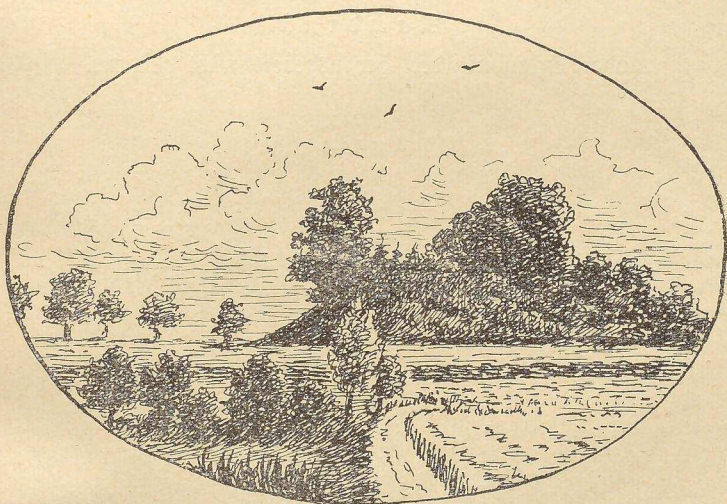


Ludwigsburger Geschichtsblätter X.

Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins
für Ludwigsburg und Umgegend
von Professor a. D. C. Belschner



Der Fürstenhügel von Norden
Nach einer Federzeichnung von Stadtpfarrer Dieterich

Kommissionsverlag von Hofbuchhandlung J. Aigner, Ludwigsburg

N a c h d r u c k
ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Pflugfelden.

Von H. A. Dieterich.

1. Die früheste Besiedlung.

Pflugfelden liegt wie seine Nachbargemeinden Möglingen, Schwieberdingen, Münchingen, Stammheim und Kornwestheim am Rande des fruchtbaren „Langen Feldes.“ So ist es kein Wunder, daß die Gegend auch schon in der frühesten Zeit der Menschheit, da der Mensch noch mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Bein hantierte, bewohnt war. Auch Ackerbau wurde damals schon getrieben, wie eine (in Kornwestheim gefundene) Pflugschar aus Stein, Mahlsteine, Knochen von Haustieren und anderes, was sich im Boden fand, beweisen. Schwaben waren die Leute von damals noch nicht; sie gehörten einer anderen Rasse an, die wohl bei der Einwanderung der nordischen Völker sich ins Gebirge zurückzog und dort vielleicht in der sog. Alpinen Rasse fortlebt. Es mag sein, daß auch in den Adern des Schwabenvolks noch einige Tropfen vom Blut jenes früheren Volkes rollen. Es folgte eine Zeit, in der immer mehr die neue Erfindung der Waffen und Geräte aus Bronze sich verbreitete, in unsere Gegend gebracht hauptsächlich aus dem Osten, neben Schmuck aus Gold, Bernstein, Agat, wie man das alles aus der Erde so vielfach ausgegraben hat, besonders als Beigaben der Verstorbenen in ihren Gräbern, die da und dort als kleinere Hügel noch jetzt sich über das umliegende Land erheben. Noch später lernte man das Eisen verwenden, das nach und nach für die Gebrauchsgegenstände an die Stelle der Bronze trat. Zwei mächtige Zeugen aus dieser Zeit liegen nahe bei Pflugfelden, eine halbe Stunde nördlich von ihm der „Kleinaspergle“, noch mehr östlich der „Römerhügel“, mit dem aber die Römer gar nichts zu schaffen haben, der vielmehr „Fürstenhügel“ heißen sollte*; denn Fürsten waren es jedenfalls, über deren sterblichen Ueberreste das Volk die Berge anhäuften, und „fürsilich“ waren die Beigaben, die dem Verstorbenen in's Grab mitgegeben wurden: ein goldenes Diadem, ein Prunkdolch mit Griff und Scheide aus Bronze, mit Bernstein verziert, ein vier-

* Schön fügt sich's, daß neben dem alten Fürstengrab der „Kaiserstein“ errichtet ist, ein Denkmal jüngster Vergangenheit.

rädriger Prunkwagen, gepolstert, die Räder aus Bronze, der Kasten aus verziertem Eisenblech, ein Pferdezaum, Bronze- und Eisenketten und anderes. Der Körper lag mit dem Gesicht nach Norden (nach der Urheimat?) gewendet in einer mit Holz ausgezimmerten Grabkammer, die zunächst mit schweren Steinen aus Brüchen von Eglosheim, Zussenhausen, Neckarweihingen und vom Kugelberg überlegt und dann mit Erde zu einem Berge überdeckt wurde. Zur Seite befand sich in dem Hügel noch ein zweites Grab, gleichfalls mit Gegenständen aus Bronze, Gold und Bernstein (das der Fürstin vielleicht). (D. Paret, Urgeschichte Württembergs 1921). Die Sage berichtet, Soldaten haben in ihren Helmen die Erde zusammengetragen zur Bestattung ihres Generals — ohne Zweifel eine ganz richtige Ueberlieferung, nur daß man an Stelle des „Generals“ sich den Volksfürsten denken muß, der auf dem Asperg seinen Sitz hatte und aus dessen Geschlecht ein anderer in dem „Kleinaspergle“ ebenso bestattet wurde. Leider haben Leichenschänder schon längst dieses zweite Fürstengrab ausgeraubt und es fand sich bei der Untersuchung 1879 nur noch das Nebengrab unversehrt, das außer der Asche der bestatteten Fürstin, Frauenschmuck aus Gold und Silber und Ziergefäße aus Bronze und Ton enthielt. Nach der Beschaffenheit der gefundenen Gegenstände glaubt man die Zeit der Bestattung auf ca. 4—500 Jahre vor Christi aufsehen zu sollen; es wird aber zu bedenken sein, daß man den Toten neben den ehrwürdigen Zeichen ihres Standes nicht neue Gebrauchsgegenstände, sondern durch das Alter geheiligte Dinge mitgab, die man damals wohl ebenso, wie heute noch, Jahrhundertlang in den Familien bewahrte. Noch lange, nachdem man schon Metallgeräte hatte, blieben auch Steinmesser beim religiösen Kult im Gebrauch vgl. Jos. 5, 2 (Dr. D. F. Weinland, Kuning Hartjeß, S. 239); so kann man annehmen, daß die Grabberge einige Jahrhunderte nach der ursprünglichen Herstellung der in ihr gefundenen Gegenstände aufgeführt wurden, und damit wären wir nahe an den

2. Beginn unserer christlichen Zeitrechnung

geführt. Mit ihr beginnt auch die „Geschichte“ Pflugfeldens, wie Schwabens überhaupt. Noch freilich scheint es im Dunkel zu liegen, was für ein Volk damals im Lande gewohnt; man redet von Kelten — ohne Beweis dafür. Wenn aber 72 v. Chr. der Schwabensfürst Ariovist nicht nur das linke Rheinufer besetzt hat, sondern auch noch Land jenseits der Vogesen zu besetzen sich anschickt wegen der starken Vermehrung seines Volks, so kann

kein Zweifel bestehen, daß sie damals auch schon in unserer Gegend saßen. So zeugen auch die ältesten Namen unserer Gegend von dieser Schwabensiedlung: der Asperg ist der Berg der „Asen“, der vom Volk verehrten Götter, und zugleich der Volksfürsten, die das Volk vor den Göttern vertraten; das „Osterholz“, der heilige Hain, in dem besonders die Oster- oder Frühlingsfeiern gehalten wurden; westwärts gegen Möglingen der „Sonnenbrunnen“, ein heiliger Quell. Hierher gehört wohl auch der Wald Rottenacker, früher „Rautenacker“ geschrieben und benannt nach der Raute (*Ruta graveolens*), einem gewürzreichen Kraut, das außer hier nirgends im Lande wild wächst. Vielleicht ist dasselbe einst hier für gottesdienstliche Zwecke gepflanzt worden. Ob es mit dem „Rottenacker“ an der Donau in der Nähe des Bussen dieselbe Bewandniß hat? Der Asperg war der gegebene Mittelpunkt des unterländischen Volks, wie der Bussen der des oberländischen, wie eben die Fürstengräber hier und dort bekräftigen.

Noch war dem Volk kein ruhiger Besitz beschieden. Am Rhein und die Donau herauf lauerten die Römer und suchten, nachdem ihnen Armin und Marbod im Nordwesten und Südosten den Gedanken, mit Einem Schlag das deutsche Land und Volk sich zu unterwerfen, gründlich versalzen hatten, nun in langsamer, zäher Kleinarbeit zum Ziele zu kommen. Kein römischer Schriftsteller erzählt davon; die Arbeit wurde stückweise von den Unterführern an der Grenze gemacht; aber die Straßenzüge, die sie anlegten, zeugen noch heute von dem Wege, auf dem sie in den ersten 2 Jahrhunderten nach Christus vordrangen. In unsere Gegend kamen sie in der Linie Speyer, Bruchsal, Bretten, Enzweihingen, Schwieberdingen, Cannstatt und Pforzheim, Leonberg, Cannstatt; letzteres der Zielpunkt aller Unternehmungen gegen Schwaben, auch des von Basel über Kornweil gehenden Vordringens. Die Hauptstraßen und die an ihnen angelegten Befestigungen wurden untereinander verbunden durch Nebenstraßen. So zieht ein Römerweg über Stammheim zwischen Pflugfelden und Möglingen durch über Asperg nach Bisingen („Heerstraße, Schelmenweg, Steinsträßle, Salzweg“ genannt), ein anderer von Disingen her zwischen Münchingen und Stammheim durch nach Kornwestheim, ein dritter von Schwieberdingen über Möglingen und Pflugfelden nach Aldingen („die alte Straße, Aldinger Weg“), ein vierter von Kornwestheim am Fürstenhügel vorbei über Eglosheim nach Besigheim („grasiger Weg, alter Besigheimer Weg“) und andere. Auch seßhaft haben sich die Römer in Pflugfelden gemacht, wie an nicht wenigen anderen

Stellen der Gegend; das bezeugen beim „Riedbrunnen“ (dem nachherigen Wasserhaus) aufgefundene Mauer- und Ziegeltrümmer, eine steinerne Treppe und anderes.

Hier setzt auch wieder die Sage ein: es sei da das Schloß einer Gräfin gestanden, die auf dem östlich davon gelegenen Fürstehügel ihre Kapelle gehabt habe. Unter der Gräfin kann unter keinen Umständen eine Römerin verstanden sein. Man könnte an die frühmittelalterliche Zeit denken, in der noch Grafen auf dem Asperg saßen; aber da müßten wohl noch andere Spuren sich gefunden haben über den römischen. Wahrscheinlicher ist, daß die Sage sich bezieht auf die Zeit, da noch die Volksfürsten auf dem Asperg saßen. War dann vielleicht hier der Witwenjüng einer solchen Fürstin, die das Andenken des Gemahls ehrte durch ihre Gänge zu seinem Grabe mit Opferspenden? Und weiter erzählt die Sage: „Die Gräfin saß allein im Schloßle und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes, der in den Krieg gezogen war; auf einmal hörte sie mitten in der Nacht Lärm und Geräusch und sah ihn daherjagen in seinem goldenen Wagen. Am Schloßle vorbei ging's — gerade in den Sumpf hinein, der Mann und Wagen verschlang.“ Man denke hiebei an den Wagen im Fürstengrab!

Noch führt ein Fußweg dort mitten durch Pflugfeldern und den „Drittelhof“ in der Richtung auf den Fürstehügel. Das wäre wieder ein Beispiel, wie die Ueberlieferung über 2000 Jahre weg noch Kunde bringt. Die Römerherrschaft ging vorüber; sie dauerte schwerlich so lange, als man gewöhnlich annimmt. Schwabenzorn hat sie gebrochen und mit der durch sie in's Land gebrachten Scheinkultur im dritten Jahrhundert nach Christi gründlich aufgeräumt, so daß an ihrer Stelle nun eine echte, bodenständige, auf Bauerntum und völkische Organisation gegründete Kultur erwachsen konnte.

3. Die Alemannen

(zuerst so genannt 213) waren es, nicht ein neuer Volksstamm, sondern ein neuer Zusammenschluß der Schwaben jenseits der römischen Grenzlinien zum Zweck der Landesbefreiung. Die alten schwäbischen Landeseinwohner waren teils im Kampf gegen die Römer gefallen, teils vertrieben oder versklavt; doch war sicher auch noch ein Teil im Lande geblieben. Es konnte den Römern selbst nicht erwünscht sein, daß das Land verödete, da sie doch von ihm Landesproduktion in Getreide, Vieh und anderem beziehen wollten, und mit den wenigen, von ihnen angesiedelten Veteranen und dem an die Lager sich ansetzenden Händlervolk allein war ihnen auch nicht gedient. So erklärt sich, daß mündliche Ueberlieferung auch über die Römerzeit zurück sich im Volk erhalten konnte.

Mit der Zurückgewinnung des Landes verband sich die Organisation von Land und Volk, ein großartiges Werk, das die Grundlage bildet auch für unsere heutige Volksorganisation noch:

die Austeilung des Landes unter die Sippen auf Grund der natürlichen, besonders durch die Wassercheiden gegebenen Verhältnisse, die Festlegung der Ortschaften, wobei hauptsächlich vorhandene Quellen maßgebend waren (wie auch in Pflugfelden), die Einteilung der Markungen in Feldböche, Wiese, Wald, Weide, Allmand, auch Feststellung von Kultplätzen und Gerichtsstätten, Landesverteidigungsanlagen, Rechtsfeststellung für das persönliche und das Gemeinleben, was alles nur möglich war unter fester, zielbewußter Oberleitung und geregelter Verwaltung. Man hat sich gewundert, daß sich aus jener Zeit fast gar keine „Kulturspuren“ in Geräten und dgl. sich finden; in Wirklichkeit hat keine Zeit großartigere Kulturzeugen hinterlassen, als eben diese; was damals geschaffen wurde, bildet noch heute die feste Grundlage unseres Volkslebens, wenn auch im einzelnen viele Veränderungen eingetreten sind. Unsere Ortsnamen nennen zum Teil noch den Namen des Sippenvorstands, unter dessen Führung die örtliche Organisation erfolgte, wie Möglingen von dem Megilo, dem „Kraftvollen“, Schwieberdingen von Suidbert, dem „durch Geschwindigkeit Strahlenden“, Gröningen von Gruno, dem „Lebensfrischen, Starken“. Der Name Pflugfelden hat eine andere Herkunft; er bezeichnet die Art des „Feldes“, hat aber mit dem „Pflug“ sicher nichts zu tun. Es wäre zu komisch, ein Feld vor anderen auszuzeichnen mit dem Beinamen Pflugfeld; so komisch, wie wenn man eine Wiese unter Wiesen auszeichnen wollte mit dem Namen „Graswiese“. Der Name ist vielmehr, wie die Ortsnamen Pflaumloch, Pflummern, Apflamör, Pfronstetten, abzuleiten von dem altdeutschen Wort fro == Herr, bedeutet also „Herrenfeld“, dem Sinn nach ganz dasselbe, wie das „Burgfelden“ bei der Schalksburg. (Aus dem lateinischen prunum ist ganz ähnlich „Pflaume“ entstanden). Dies wird auch bestätigt durch die älteste Schreibweise des Namens Phloevelt (s. unten). Der Herr, dem das Feld gehörte, saß natürlich auf dem Asperg. Auch in Markgröningen gab es einen „Pflummershof“, Herrenmaierhof. In der Mitte des Orts, anstoßend an Kirche und Pfarrhof, liegt der „Drittelhof“, der den dritten Teil des Ertrags als Abgabe an den Herrn zu liefern hatte. Das Verhältnis zum Asperger Herrn schreibt sich ohne Zweifel noch aus der vorrömischen Zeit her, wie man nach der Sage der Fürstengräber und des „Schlosses“ am Niedbrunnen schließen darf. Die Römer haben dann das Krongut in Besitz genommen und nachher ist dann ebenso das römische Besitztum wieder von den deutschen Herren eingezogen worden, wie das auch an vielen anderen Orten geschah. Wohl hat es daneben auf der Markung auch

noch Raum gegeben für weitere Höfe. — Die Zeiten nach der Vertreibung der Römer waren noch sehr unruhig. Die Römer konnten den Verlust des schönen Gebiets noch lange nicht verschmerzen, um so weniger als nun die Verbindung der Stellungen am Rhein mit denen an der unteren Donau sehr erschwert und an den Fuß der Alpen zurückgedrängt war. An der Donau hatten sie die schweren Markomannenkriege zu führen, die doch zuletzt erfolglos waren. Vom Rhein aus stießen sie wiederholt in's Schwabenland vor. Der Kaiser Probus hat bei seinem Vorstoß nach Schwaben bis in's Neckarland und an die Alb um's Jahr 277 wohl auch den alten Heerweg von Pforzheim her durch unsere Gegend gewählt und es wird dieser nicht gut ergangen sein. In jenen Zeiten war die Lage so, daß zu Zeiten die Alemannen oder Schwaben angreifend über die Grenzen gingen, bis nach Italien hinein, zu anderen Zeiten aber zu irgend einer Art von Untertänigkeit oder Bundesgenossenschaft genötigt wurden; ihre Leute dienten jeweilig auch freiwillig oder gezwungen im römischen Heer — es mag auch der eine oder andere Pflugfelder darunter gewesen sein. Auch Abgaben von Getreide, Vieh und Pferden mußten sie zeitweilig leisten. Im ganzen aber waren die Alemannen im sicheren Besitz des Schwabenlandes und bald danach (um 340) sind sie auch auf dem linken Rheinufer als Bauern sesshaft (Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II S. 214). Es war eine wildbewegte Zeit. Noch einmal verheerte 294 der Kaiser Constantius Schwaben vom Rhein bis Günzburg an der Donau (wohl eben die Donau entlang von Basel her), nachdem er den König der Alemannen verräterisch gefangen genommen hatte; doch war vom vierten Jahrhundert ab keine Gefahr mehr von den Römern. Ob die Hunnen im fünften Jahrhundert durch unsere Gegend kamen, ist nicht ganz sicher; doch geht von Markgröningen die Sage, es sei 450 von Attila zerstört worden, dann wäre auch Pflugfelden ohne Zweifel übel weggekommen (Heyd, Gesch. von Markgröningen 1829). Aber am Ende dieses Jahrhunderts (496) kam die kriegerische Auseinandersetzung zwischen dem süddeutschen Volk der Alemannen und dem nordwestdeutschen Stamme der Franken, die mit der Niederlage der Alemannen und Abtretung ihres nördlichen Gebiets an die Franken ausging. Die Grenze, die nach der späteren Grenze der Bistümer Constanz und Speyer ziemlich sicher festzustellen ist, lief durch unsere Gegend und zwar so, daß halb Ditzingen, Münchingen, Pflugfelden und Döweil bei Alemannien blieben, während Markgröningen, Eglosheim und Alperg schon zum Frankengebiet gehörte (jetzt eben ist das alte Gröningen zum „Mark“ = Grenz-

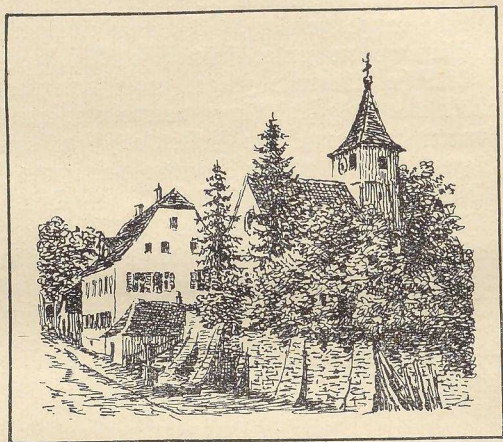
Gröningen geworden). Der etwas verschiedene Dialekt diesseits und jenseits dieser Linie zeugt auch heute noch von dieser Scheidung. Der alte Schwabensfürstentum, der Alperg, ward also dem Gebiet der Franken einverleibt und nur die beiden Riesensfürstengräber blieben ihrem Volke erhalten. Von dem Ernst der Auseinandersetzung zeugen auch noch gewaltige Dämme und Gräben von Markgröningen bis Tamm, das unmauerte Tamm selbst (früher „Tamme“ oder „Damme“), der Querriegel von Hohenstange und die einander gegenüberliegenden Festen Hoheneck und Harteneck. Nicht lange hernach, 536, kam übrighens auch das noch übrige Alemannien unter fränkische Oberherrschaft.

Wenige örtliche Überreste zeugen noch von diesen Zeiten. Die Hausbauten aus Holz sind längst vermodert; nur in Gräbern sind noch Spuren des damaligen Volkes erhalten, wie an vielen Orten der Gegend (besonders in Kornwestheim und Feuerbach), so auch in Pflugfelden, wo am Südrand des Orts und östlich von ihm in Flur „Lochremise“ Gräber aus dieser Zeit mit inliegenden Waffen aufgedeckt worden sind. Die Beigaben in diesen Gräbern zeugen von einem wehrhaften, wie auch wohlhabenden Geschlecht. Ob die südöstlich vom Ort gelegene Flur „auf der Schanz“ auf eine Befestigung aus jener oder aus einer späteren Zeit hinweist, ist nicht festzustellen.

4. Das Mittelalter.

Die nächste Kunde von Pflugfelden betrifft das religiöse Leben. Wann man hier zuerst die christliche Religion annahm, läßt sich genau nicht feststellen; es wird um die Zeit der Fränkischen Vorherrschaft gewesen sein. Die Sage erzählt, es sei hier zuerst nur eine Kapelle gestanden, und nach einem Zehntbuch der Constanzer Diözese von 1272 war Pflugfelden ursprünglich Filial von Kornwestheim (Blätter für Württ. Kirchengeschichte 1890 Nr. 5); einige Grundstücke am Dorf waren auch zur Pfarrei Kornwestheim mit großem und kleinem Zehnten pflichtig (s. unten). Von der Erbauung der Kirche zeugt aber der Name des Heiligen, dessen Schutz sie befohlen wurde; es war der heilige Ulrich, der als Bischof von Augsburg nicht bloß durch Frömmigkeit hervorgeragt, sondern sich auch in der Abwehr der Ungarn bei deren Einfällen in Deutschland ausgezeichnet hatte. 973 gestorben, wurde er schon 993 vom Papst heilig gesprochen. Es ist schwerlich Zufall oder grundlose Willkür, daß die Pflugfelder Kirche gerade seinem Schutze empfohlen wurde; vermutlich hat der Ort bei einem solchen Ueberfall der Ungarn in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schwer gelitten; das ebene und frucht-

bare Lange Feld war für solche räuberische Reiterjahren ein bequemer und ergiebiger Tummelplatz. Man wird annehmen dürfen, daß die Erbauung und Einweihung der Kirche nicht sehr lange nach solcher Erfahrung, solange die Erinnerung daran noch frisch und die Möglichkeit einer Wiederholung solcher Einfälle noch nicht für ganz ausgeschlossen erachtet wurde, erfolgte, so daß sie nun bald ihr 1000jähriges Jubiläum zu feiern Grund hätte. Es war auch die Kirche durch starkes Mauerwerk als Zu-



Alte Kirche

Nach einer Federzeichnung von H. A. Dieterich

flucht und Wehr in Zeiten kriegerischen Überfalls eingerichtet, wie noch heute die starken Kirchhofmauern bezeugen (ebenso in vielen anderen Orten, z. B. Möglingen und Schwieberdingen). Von der ältesten Kirche sind vielleicht in dem Grundstock des jetzigen Kirchturms noch Reste erhalten. Von jetzt ab taucht „Pflugfelden“ auch in schriftlichen Nachrichten auf: 1130 schenkt Adelbero von Pflugfelden dem Kloster Hirschau eine Hube in Pflugfelden. (Oberamtsbeschr. 1859); 1276 den 20. März befreite Graf Ulrich von Alperg das Kloster Denkendorf, das einen Hof in Phloëvelt hatte, von dem Vogtrecht, das er darauf hatte (a. a. O. und Württ. Urkundenbuch VII. S. 428), behält sich aber das Recht der Wiedereinlösung um die Summe von 10 Pfund Heller vor. Im selben Jahr den 16. Oktober schenkt der Edle Konrad von Kirchheim dem Kloster Bebenhausen das Patronatrecht der Kirche in Westheim samt allen Zubehörden

und allen Zehnten in Westheim, Zazenhausen, Bisenhausen, Pflugfelden, Zuffenhausen, Stammheim und zudem alles Eigentum und alle Rechte im ganzen Glemsgau. (Württ. Urkundenbuch VII. S. 466). 1281 den 9. April verkauft das Kloster Hirschau wegen Verschuldung aus Not an Bebenhausen Güter in Feuerbach, Botnang und Zuffenhausen und alle seine Zehnten in Pflugfelden und den andern bei 1276 genannten Orten um 220 Pfund Heller (. . . nostras decimas universas apud Westhain et ejusdem ville territorio ac apud Visenhusen, Zazenhusen, Stammhain et Plugesvelt cum attinentiis earundem, constituta eis que adhaerentia.. Württ. Urkundenb. VII. S. 267 und Oberamtsbeschreibung S. 246). 1306 den 1. Juni schenkt der Edelknecht Konrad Fliner von Altenburg dem Kloster Bebenhausen das Patronat und Präsentationsrecht der Kirche in Pflugvelt und 1315 verzichtet dessen Schwager Albrecht der Truchseß auf alle Ansprüche und Rechte darauf. (Staatsarchiv, Al. Bebenhausen, Büschel 103). Nun ist also auch ein Pfar rer an der Pflugfelder Kirche. 1324 verkauft Heinrich der Tuse an Bebenhausen ein Pfund Pfeffersgeld, das ihm als Jahreszins aus dem Zehnten und 15 Morgen Acker und aus einem Garten und Hofstatt zu Pflugvelt zu leisten ist, um dritthalb Pfund Heller. 1418 besteht Konrad Welling, nach dem oben genannten Adelbero von Pflugfelden der erste mit Namen genannte Pflugfelder, einen Hof, des Kaisers Hof (Oberamtsbeschr.: Süßerhof), der dem oberen Altar des Chorherrnstifts zu St. Leonhard in Stuttgart gehört. (Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Gröningen von 1706). Nun folgt eine für die damalige kirchliche Zeitlage sehr bezeichnende Urkunde. Es war die Zeit des sog. Schisma, da zwei Päpste zu gleicher Zeit das Regiment der Kirche für sich in Anspruch nahmen. In Rom saß der als Simonist (Käufer oder Verkäufer geistlicher Aemter, s. Ap. Gesch. 8,18) berüchtigte Papst Bonifatius IX. Er machte mit Bebenhausen und Bebenhausen anscheinend mit ihm ein gutes Geschäft; er hat sich jedenfalls gut dafür bezahlen lassen, indem er auf Ansuchen des Klosters Bebenhausen diesem die Pfarrei Pflugfelden mit allem Zugehör unierte, annektierte und inkorporierte, d. h. das Pfarrereinkommen (auf 5 Pfund reines Silber angeschlagen, nach heutigem Wert ca. 3000 Mark) sollte ganz dem Kloster zufallen und dieses das Pfarramt durch einen seiner Mönche versehen lassen dürfen, dabei allerdings auch die auf dem Pfarrereinkommen ruhenden Lasten tragen (es wird unten gezeigt werden, wie Bebenhausen dieser Verpflichtung nachzukommen hernach willig war!) Das an rot-gelbem Fadenbündel hängende, roh

geschnittene bleierne Siegel trägt auf der einen Seite 2 Köpfe mit der Überschrift: SPA und SPE (S. Paul. apost. — S. Petr. episc.), auf der andern Seite die Aufschrift: BONIFATIUS P. P. VIII. Es war dennoch ein mißglückendes Geschäft.

Die Inkorporation wurde offenbar so wenig anerkannt als der Papst, der sie verfügt hatte. Denn 1466, den 4. Juli, präsentiert Bebenhausen dem Bischof in Constanz als Pfarrer von Pflugfelden den Blasius Erler von Calw, vor welchem Christophorus Herrich von Kay Pfarrer gewesen war. (Staatsarch. a. a. D.; desgl. das folgende). Bebenhausen ist aller Simonie feind, — die nicht zu seinen Gunsten getrieben wird. 1471 läßt es den M. Peter Rumesch von Bulach, der 1469 durch Papstbrief sich zum Pfarrer in Pflugfelden hatte ernennen lassen, vor dem Notar diesen „simonistischen Betrug“ bekennen und auf die Pfarrei verzichten. Dennoch wird die gleiche Sache noch einmal versucht. Zunächst ist als Pfarrer in Pflugfelden genannt 1514 Veit Luz, „der 7 freien Künste Meister“; er verkauft einen der Pfarrei gehörenden Baumgarten, $\frac{1}{4}$ Morgen, an Hans Echterdinger zu Pflugfelden (der zweite mit Namen genannte Pflugfelder). Im selben Jahr bestätigt der Bischof Hugo in Constanz den Kauf und stellt Veit Luz einen Revers aus, daß er, wenn Echterdinger die Kauffsumme ablösen wolle, das Geld wieder zum Nutzen der Pfarrei anlegen wolle. 1507 übergibt Herzog Ulrich den Leibeigenen Hans Fuchs und seine Frau von Pflugfelden (der 3. benannte Pflugfelder) an den Abt von Bebenhausen und tauscht dafür ein den Alexander Fuchs zu Isfeld und dessen Frau und Kinder. Nach dem Abgang des M. Veit Luz nimmt ein Ernst Heß, Kanonikus in Tübingen, auf Grund von Papstbriefen Besitz von der Pfarrei und läßt sie durch einen von ihm bestellten Presbyter versehen, wogegen der Abt Johann von Bebenhausen beim Dekanat Waiblingen Einsprache tut. Der Ausgang ist unbekannt, aber es wird dem Kanonikus in Tübingen nicht besser ergangen sein als dem Magister von Bulach. Mit den Mönchen von Bebenhausen war nicht gut Kirichen essen; aber einer hat ihnen doch einmal das Essen verdorben — beinahe! Am Anfang des 16. Jahrhunderts war Pfarrer in Pflugfelden Heinrich Bolland, aus der vornehmen Marktgröninger Familie, aus der auch der hervorragende Kanzler Herzog Ulrichs und sonst angesehene Männer hervorgegangen sind (L. F. Heyd, Ambros. Bolland, 1728). Er resignierte auf die Pfarrei zu Gunsten des Joh. Kirischmid = (Küraßschmied) 1525 und 1526. Das Pfarrhaus mit Scheuer war im Bauernaufstand niedergebrannt worden (den 24. April

1525 zog der „ganze helle Haufen“ über Schwieberdingen nach Stuttgart; noch bis zum 27. schwärmten einzelne Haufen in der Nähe von M. Gröningen umher. Gleich darauf vernichtete sie der Truchseß von Waldburg bei Böblingen. Von den Städten im Unterland hatten nur M. Gröningen und Alperg sich am Aufruhr nicht beteiligt. Von den Straßgeldern ließ der damalige Herr des Landes, Erzherzog Ferdinand, den Geistlichen ziemlich viel auflegen, weil die meisten Aufrühren von der Geistlichen wegen entstanden seien und niemand mehr Ursach dazu gegeben habe als sie (s. L. F. Heyd, Gesch. von Markgröningen 1829). Der Vorgänger Volland hatte es im Rohbau wiederhergestellt und Kirischmid den Einbau in einfacher Weise machen lassen; aber es waren noch Schulden vom Bau da, obgleich man eine Zeitlang die Pfarrei von einem Nachbarpfarrer hatte versehen lassen, um den Ueberschuß des Einkommens zum Bau zu verwenden. Kirischmid erhebt nun, nachdem eine Bitte an Bebenhausen um Uebernahme der halben Kosten abgeschlagen war, gerichtliche Klage gegen das Kloster auf Bezahlung des Halbtheils der Kosten, weil dieses auch den halben Großzehnten beziehe, also als ein halber Pfarrer anzusehen sei, wenn er gleich nicht mit den pfarrlichen Beschwerden belastet sei. Die Klage wurde eingereicht den 23. Juni 1526 und der Prozeß geht hin und her bis zum Schlußurteil am 21. Jan. 1528, das, unterzeichnet von „Jörg Truchseß, Statthalter“, das Kloster nach dem Antrag des Pfarrers zum Ersatz verurteilt. Dennoch ist Kirischmid seines Siegs nicht froh geworden. Im Sommer desselben Jahres stellt er dem Bebenhäuser Abt eine Urkunde aus, in der er sich höflich für die Gnade bedankt, daß der Abt ihm erlaube, die Pfarrei an Johann Stenglin von Gröningen abzutreten, da die Sachen inzwischen sich so zugetragen, daß er auf dieser Pfarrei nicht mehr bleiben möge und könne, und zugleich erklärt er, daß das zu seinen Gunsten ergangene Urteil des Statthalters „gänzlich aufgehoben, tot und ab heißen und sein solle“ und er auch keinerlei Ersatzanspruch wegen ausgelegter Kosten erheben wolle, vielmehr alle etwa noch an Bebenhausen wegen des Baus erhoben werdenden Forderungen bereinigen wolle — und außerdem noch eine auf der Pfarrei liegende Schuld von 12 Fl. abtragen wolle. Fürwahr, ein kläglicher Ausgang des gewonnenen Prozesses! Was ist da vorgegangen in der Zeit vom Januar bis Trin. 1528, daß der siegreiche Pfarrer so demütig und verlustreich abzieht? Man kann es nur vermuten. Es war die Zeit, da trotz aller Verfolgung der evangelischen Regungen im Lande durch den Statthalter des Erzherz. Fer-

dinand diese doch nicht zu unterdrücken waren. Evangelische Gesinnung war auch unter den (noch katholischen) Pfarrern weitverbreitet; auch Kirisschmid mag solche geteilt haben und der Streit mit den Bebenhäusern hat ihn sicherlich dem alten Wesen nicht günstiger gesinnt machen können. Als streitbarer Mann ist er vielleicht auch in seinen Reden nicht sehr vorsichtig gewesen; im nahen Erlachhof aber saß die Bebenhausische Verwaltung und hielt Augen und Ohren offen. Da mochten unbedachtsame Reden des Pfarrers aufgefangen worden sein — und der Pfarrer mußte froh sein, mit heiler Haut und schwerem Vermögensverlust abziehen zu dürfen, um nicht dem peinlichen Gericht als Kezer überliefert zu werden. Erzh. Ferdinand hatte bei Verlust Leibs und Guts verboten, daß man Luther oder den Herzog Ulrich in gutem nenne oder erwähne; und der berückigte Profos Michelin hatte in kurzer Zeit 40, evangelischer Gesinnung verdächtige Pfarrer an Bäumen aufhängen lassen. (Württ. Kirch. Gesch., Calw 1893). Aber auch der Triumph des Klosters dauerte nicht lange. Sechs Jahre nachher nahm der vertriebene Herzog Ulrich sein Land wieder in Besitz und führte in demselben sofort die Reformation durch zur großen Freude der Bevölkerung. Damit war es auch mit der Bebenhauser Klosterherrlichkeit für immer aus. Der Pfarrer Joh. Stenglin von Markgröningen, dem Kirisschmid die Pfarrei abtreten mußte, wurde auch der erste evangelische Pfarrer; er war es noch 1539. Aber im selben Jahr den 27. Nov. stellt er dem Herzog Ulrich eine Urkunde aus, in welcher er Alters- und Schwachheit halber auf die Versehung des Pfarrdienstes verzichtet, wobei ihm aber die Wohnung im Pfarrhaus und das Pfarreieinkommen verbleibt, nur daß er von diesem zwecks anderweitiger Versehung des Pfarrdienstes jährlich 30 Malter Dinkel und 30 Malter Haber abzugeben hat. (Staatsarchiv, Geistl. Verwaltung Gröningen).

Um noch etwas über die bürgerlichen Verhältnisse im Mittelalter nachzutragen: Nachdem der Sitz des schwäbischen Fürstentums vom Unterland nach Oberschwaben verlegt war, war für Pflugfelden zunächst eben die Gaueinteilung des Landes maßgebend. Die Gaugrenzen waren womöglich nach einer Wasserscheide festgesetzt — eine im ganzen vortreffliche Bezirksabteilung; so erklärt sich auch einfach, warum Pflugfelden zum Glemsgau, Eglosheim zum Murgau gehörte. Die Gaugrafen (aus fürstlichem Geschlecht) des Glemsgaus hatten ihren Sitz auf dem Asperg (im neunten und zehnten Jahrhundert); später, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ging die Grafschaft auf die Grafen von Calw über, nach diesen auf die Pfalzgrafen von Tü-

bingen, welche wieder eine Nebenlinie als Grafen von Asperg abzweigten. 1308 aber ging die Grafschaft durch Kauf an die Grafen von Württemberg über, als Reichslehen (Oberamtsbeschr. a. a. D.). Im Verlauf des Mittelalters erfolgte eine unglaubliche Zersplitterung der Hoheitsrechte. Neben der Landeshoheit entstanden die mannigfaltigsten anderweitigen Grund-, Gerichts- und Leibeigenschaftsverhältnisse, die kaum mehr zu entwirren sind. Die „Leibeigenschaft“ war eigentlich nichts anderes als persönliche Untertänigkeit im Unterschied von im Wohnsitz begründeter Untertänigkeit. Ein Beispiel, wie man beides auszugleichen suchte, ist oben berichtet (S. 13). Der Leibeigene hatte sich alle 3 Jahre einmal in Asperg zu stellen zur Kontrolle des Rechtsverhältnisses und dabei drei Schillinge zu entrichten, wogegen er einen „ziemlichen Imbis“ erhielt. Als sonstige Abgabe bestand nur für die Frau in Pflugfelden (ausgenommen Wöchnerinnen, die Frau des Pfarrers, Mesners, Schultheißen und Schützen) die sog. Fastnachtshenne; sodann beim Todesfall des Manns die Abgabe von 1 Fl. von je 100 Pfund Heller „eigen verlassenen Guts“ als sog. „Hauptrecht“. Die Württembergischen Grafen haben darauf gehalten, die genannten verschiedenen Hoheitsrechte in ihrer Hand zu vereinigen. Einen nicht unbedeutenden Konkurrenten hatte es an dem Kloster Bebenhausen, das schon im dreizehnten Jahrhundert die Einwohner des Dorfes Weisnang (das an der Stelle von Ludwigsburg gelegen war) allmählig wegsiedelte, dort den Erlachhof anlegte und weiterhin in den umliegenden Orten immer mehr Güter und Rechte an sich brachte, wie es auch in Betreff Pflugfeldens geschah. Der Landesherr, also von 1300 an der Graf von Württemberg, hatte das Recht auf Steuern, Frohnen und Kriegsdienste, die aber nur nach Bedarf eingefordert wurden (vgl. Th. Knapp, der Bauer im heutigen Württ. vom 16.—19. Jahrh., 1902). Der Landesherr wurde vertreten von dem Amtmann oder Vogt, der um 1300 seinen Sitz auf dem Asperg hatte; später wurde Markgröningen der Amtssitz. Durch den Vogt wurde auch die Gerichtsbarkeit ausgeübt. Außerordentlich verwickelt waren die Eigentumsverhältnisse. Völlig freie Eigengüter gab es verhältnismäßig wenige; meist waren die Güter belastet mit Gilten oder Zinsen. Die Gilten stellen den Zins für eine dem Grundherrschaft zustehende Hypothek dar (zum Teil waren sie ablösbar, zum Teil unablösbar). Andere Güter waren als Lehen vergeben, die meist dem Wesen nach so viel als Erbpacht waren und entsprechende jährliche Abgaben zu leisten hatten an den Grundherrschaft. Die Namen der Höfe geben den Grundherrschaft an.

So werden 1535 genannt: Albertin Volland's Hofgut, Dr. Hans Kuchers Hofgut, St. Leonhard's (in Stuttgart) Pfründgut, das herrschaftliche Hofgut (der „Drittelhof“), Bastian Welling's Hofgut, des Kenigspracher Hofgut. Daneben besteht ein Hof, der dem Ortsheiligen (d. h. der Drißkirche) gehört und den Jakob Treutlin als Erblehen hat, und ein der Pfarrei gehöriger Hof, der ungefähr 54 Morgen umfaßte (Staatsarchiv, Einkommen aller Pfründ und Heiligen im Amt Gröningen 1585). Im Jahr 1554 wird das Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Gröningen, erneuert (St. Arch.) und da finden sich nun auch die Namen, der Pflugfelder, die diese Güter bauten: „Als Dorstag den 24. Januar des hieneben benannten Jahrs hab' ich, der obgenannt Senator diese Urncnung zu Pflugfelden angefangen und desselbigen Tags wiederumben vollstreckt in Beisein und persönlicher Gegenwärtigkeit Jakob Treutlin, derzeit Schultheiß, Jörg Merz, Pfarrer, Melchior Echterdingen, Oswald Rauch und Ludwig Zainer, des Gerichts zu Pflugfeld, die als Gezeugen sonderlich herzuuberuft und erfordert.“ Es werden in der Beschreibung der Güter weiter die Namen genannt: Peter Schuching's Kinder, Jörg Harolt, Hans Meyer, Peter Gauner, Mary Wild, Jörg Müller, Jakob Trautwein (St. Arch.). Damit werden wir die Namen so ziemlich aller damaligen Pflugfelder Bürger haben. — Später tragen infolge Besitzwechsels die Höfe wieder andere Namen: Alperger Kellerei-hof, Wallbronnische Hofäcker, Schorndorfer Hofäcker, Kellerei Gröningen Dri-ttelhofäcker, Geistlicher Verwaltung Gröningen Hofäcker und Hofwiesen, Kellerei Alperg Hofwiesen, Bebenhauser Hofäcker, Leutrumischer Hofäcker, Kollischer Hofäcker (Lagerbuch des h. St. Ulrich, Pflugfelden 1714); außerdem das Stockheimer Hofgut (südlich von der Kirche), des Kaisers Hof, der herrschaftliche Drittelhof, Dorchheimer Hofäcker etc. — eine Mannigfaltigkeit der Besitzrechte, wie sie auch in den heutigen Grundbüchern kaum größer sein wird.

Ueber das Verhältnis zwischen Grundherrn und Beständer gibt ein Lehenbrief vom Jahre 1736 nähere Auskunft:

Herzog Karl Alexander gibt als stetes Erb und Erblehen an Joh. Kaspar Württh, Schultheiß in Pflugfelden, den von den Stuber'schen Erben erkauften Freihof in Pflugfelden mit Häusern und Gütern, nämlich: 1 Haus, Scheure, Hofraite, Garten, ungefähr 2 Morgen zwischen dem Graben, so von der Wetten herabgeht und hienach beschriebener Hofstatt; stoßt vorne auf die gemeine Gasse und hinten auf Kaspar Württhens Schorndorfer Hofgarten; item eine Behausung und Scheurenplatz, Hofraiten und Garten, auch an und beieinander ungefähr 2 Morgen, zwischen nebst beschriebener Behausung und der Aldinger Straße gelegen, stoßt oben auf die Gemeine Gasse und hinten auf die Benzengasse . . . Dieser Hof und alle zugehörigen Güter und ein jeder Maier, der drauf sitzt, ist von Alters her von Steuer, Schagung, Dienst, Landschaden, Reisen und allen anderen beschwerden befreit, welche Freiheit weiland Mangold Widmann von Degersheim, Graf Ludwigs Schreiber, um 23 Sri Kernen und 1 Schilling Heller jährliche Zins, so er zu Westheim gehabt, desgleichen um 16 Fastnachhühner, Sommerhühner und Herbsthühner, so ihm zu Dhwil gefallen, von Graf Ludwig erkaufte 1443. Die Lebensbedingungen sind: Gebäude und Güter müssen in gutem Stand erhalten werden; zu leisten sind zwei Malter Roggen an den Heiligen zu Hemmingen, 4 Schilling 6 Heller der Herrschaft Württemberg, 3 Pfund 6 Schilling Heller jährlicher Zins dem Heiligen in Alperg (aus etlichen Wiesen in Alperg und Eglosheim), die auch vor Jahren zu diesem Hof gezogen sind. Der Hof soll ewig und ungeteilt in einer Hand bleiben und nichts davon verkauft werden, und keine Lasten darauf genommen werden; es darf auch kein Mist verkauft werden, sondern aller Abfall vom Hof muß auf die eigenen Güter wieder-

kommen. Auf Martini ist als Gült zu leisten an den Fürsten: 26 Scheffel Roggen, 26 Scheffel Dinkel, 18 Scheffel Haber, 2 Sri Erbis und 2 Sri Linsen, an Stuttgart oder sonsthin auf 3 Stunden Wegs abzuliefern gegen Reicheung einer Suppe, Stück Brot und 1 Becher Wein auf Mann und Knecht. Eine Entschädigung für Miswachs oder sonstige Landschäden gibt es nicht. Bei Verkauf oder Vererbung kann die Herrschaft den Hof um die obige Summe zurückkaufen. Ein neuer Beständer hat 30 Schill. Heller zu geben. Bei Nichteinhaltung der Bedingungen hat die Herrschaft das Recht, den Hof zurückzunehmen. —

In die „Neuvermessung des Leonberger Forst“ vom Jahr 1683 (Staatsarch.), die seitens Pflugfeldens unterschriftlich anerkannt wurde von Michael Württh, Schultheiß, Hans Ulr. Noz und Hans Jakob Pflugfelder, ist eine Urkunde vom Jahre 1556 aufgenommen über die „Pflugfelder Dienbarkeit“ folgenden Inhalts: „Bekennen und zeigen an Schultheiß Jakob Dreywein, Jörg Müller, Jörg Heroldt, Christ Scheying und sagend, daß sie Jagenszeiten in allen Gejagten, auch im Wolfshag haben helfen jagen, fürstehen, Hund führen in die nächsten Flecken; die Zeug- und Seilwägen führen sie in die nächsten Flecken, ungefährlich uf ein halbe Meil Wegs, wohin sie bescheiden werden; die Wildpret führen sie uf den Hof (Erlachhof) oder wohin sie bescheiden werden, alles im Frohn; das Jagen ist bei ihnen nit bräuchig; müssen auch Herrenhund ufstocken (aufziehen). Zu glaubwürdiger Urkund hatt' ich uf ihr Bitt in ihrem Namen unterschrieben, solches bekenne ich Niclaus Ahnurriff, Hofmeister uf dem Erlach, in Beisein mein beschehen.“ Ähnliche Verurkundungen liegen von den umliegenden Orten vor. —

Von besonderen Schicksalen während des Mittelalters ist zu erwähnen, daß 1349 die Beulenpest in der Gegend wütete. In den kriegerischen Verwicklungen Graf Eberhards I. von 1305 an und des Grafen Eberhard II. von 1366 an, während denen viele Dörfer verwüstet wurden, mag auch Pflugfelden gelitten haben; noch mehr wohl in dem Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich, da im April und Mai 1519 Markgröningen und der Asperg von ersterem erobert wurden. Eigene Brandmeister durchzogen das Land und brandschakten ohne Erbarmen, was Ulrich von Hutten allerdings leugnet (Heyd, a. a. D.). Daß im Bauernaufstand 1525 das Pfarrhaus mit Scheuer niedergebrannt wurde, ist schon oben berichtet. Dem 1534 in's Land- und zur Regierung zurückgekehrten Herzog Ulrich wurden Kriegssteuern verwilligt, woran Pflugfelden 50 fl. trug, ebenso dem Landgrafen Philipp von Hessen, mit dessen Hilfe Ulrich sein Land wieder gewann, woran Pflugfelden 28 fl trug (Heyd, a. a. D.).

5. Reformation und 30jähriger Krieg.

War der Versuch der Bauern, das Evangelium und seine sittlichen Forderungen mit Gewalt durchzusetzen, durch den österreichischen Landesverweser Jörg, Truchseß zu Waldburg, blutig niedergeschlagen worden, so ging nun die Durchführung der Reformation, in der die Reichsstädte Reutlingen, Ulm, Eßlingen, Heilbronn, Hall und andere vorangegangen waren, im Herzogtum Württemberg nach der Zurückeroberung des Landes durch Herzog Ulrich im Mai 1534 mühelos und zu großer Genugthuung des Volkes von statten. Daß dies auch in Pflugfelden geschehen ist, ist, zumal nach dem früher Erzählten, sicher anzunehmen und erhält seine Bestätigung dadurch, daß der Nachfolger des Kirzschmid Joh. Stenglin von Gröningen noch 1539 Pfarrer daselbst war, natürlich jetzt evangelischer Pfarrer. Nach seinem Tod 1546 wurde die Pfarrei von Möglingen aus versehen (Blätter f. Württ. Kirch.-Gesch. 1905). Dann werden in diesem Jahrhundert noch als evang. Pfarrer genannt: bis 1563 Georg Martius (Jörg Merz), dann Konrad Schaffner, M. Nikolaus Grezinger 1564, Johann Paludanus 1574, M. Johann Mahler 1577, Albrecht Müller 1580, Sebastian Braun 1592, M. Sebastian Cyling 1586. 1536 wurde die erste evangelische Kirchenordnung für Württemberg herausgegeben. Der Befestigung der neuen religiös-sittlichen Ordnung diente auch die Visitationsordnung von 1546. Pflugfelden wurde dem Dekanat Markgröningen unterstellt in kirchlicher Hinsicht. Der für die Evangelischen unglückliche Ausgang des Schmalkaldischen Kriegs von 1546 brachte noch einmal das ganze Reformationswerk in große Gefahr. Herzog Ulrich mußte das sog. Interim annehmen und infolge davon wurde befohlen, wieder die katholische Messe zu feiern; Pfarrer, die es nicht tun wollten, wurden entlassen. Das Volk aber nahm nicht an diesen Gottesdiensten Teil und die entlassenen Pfarrer wurden womöglich als sog. Katecheten verwendet, die nur eben nicht von der Kanzel, sondern vor dem Altar ihre Predigten hielten und sonst die geistlichen Amtshandlungen weiter verrichteten. Böse Nachbarschaft war in dieser Zeit die kaiserliche, aus Spaniern bestehende Besatzung des Aspergs (1546—1553). Uebrigens waren die Leute doch nicht immer so geduldig; Herzog Ulrich kam z. B. in Sorge, weil die Asperger einige Spanier, die ihnen Obst gestohlen, halb tot geschlagen hatten. Herzog Christoph, der seinem Vater 1550 in der Regierung nachfolgte, befahl 1552, die Messe abzustellen, da sie dem Württembergischen Bekenntnis zuwider sei. Der Bebenhauser

Abt versuchte, auf seine Patronatspfarreien wieder Messpriester zu bestellen, also wohl auch in Pflugfelden, aber 1552 bekamen die Klosterpfarreien wieder evangelischen Gottesdienst (Württ. Kirch.-Gesch. a. a. O.) und am 2. August d. J. erlangen die Evangelischen überhaupt durch den mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrag von Passau, der durch den nachfolgenden Augsburger Religionsfrieden von 1555 seine Bestätigung erlangte, wieder ihre volle Freiheit. Herzog Christoph konnte nun die kirchliche Neuordnung in allen Einzelheiten durchführen, was durch die Große Kirchenordnung von 1559 geschah. Der Gottesdienst erhielt die im Wesentlichen noch heute bestehende Form mit Gesang, Gebet, Schriftlesung, Predigt und Catechismuslehre. Schulen sollten nun auch überall eingerichtet werden und zwar in Verbindung mit der Mesnerei. Mit dem Einzug des klösterlichen Kirchenguts übernahm der Herzog auch das Patronat der Klosterpfarreien, d. h. die Bestellung der Pfarrer und ihre Besoldung. Dektere wurde für Pflugfelden so geordnet, daß dem Pfarrer nur der Kleinzehnte verblieb, während der Großzehnte nunmehr ganz zum allgemeinen Kirchengut eingezogen wurde, und zwar kam die eine Hälfte, die der Pfarrer früher bezogen hatte, zur Geistlichen Verwaltung in Marktgröningen, die andere, die Bebenhausen früher an sich gezogen hatte, verblieb bei der Bebenhausenschen Hofmeisterei Erlachhof, die aber auch zur Verwaltung des allgemeinen Kirchenguts gehörte.

Über die kirchlichen Einkünfte aus Pflugfelden gibt das Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Gröningen von 1706 Auskunft: Die Pfarrei Pflugfelden hat Gnädigste Herrschaft Württemberg allein zu präsentieren und zu verleihen . . . Großer Fruchtzehnt, wovon die eine Hälfte der Geistlichen Verwaltung zu Marktgröningen und die andere zur Bebenhäusischen Hofmeisterei Erlachhof gehörig. An dem großen Fruchtzehnten zu Pflugfelden, von allen Aekern, soweit des Flecken Zwäng und Bänn, auch Markung gehet, nämlich von Weizen, Roggen, Dinkel, Habern, Gersten, Erbiß, Linsen, Einkorn, Emmer, Welch- und Schwarzkorn und all anders, so der Halm trägt, gehört der Geistlichen Verwaltung Gröningen der halb Teil zu, und sind derselbigen Aker und Güter zu dieser Zeit in dreien Zelgen ohngef., als in der Zelg Stammheim 306 Morgen, Zelg Westheim 282 Morgen und Zelg Osterholz 340 Morgen, und wird die Zehntgarb davon auf dem Feld zu Zehnten gereicht und gegeben. Ausgenommen: Außer einem Morgen Aekers, dessen Inhaber Hans K ö l l e n [jetzt Köhle geschrieben] und Jörg W i e l a n d, an der Benzengassen, zwischen gemeldeter Gassen und denen Inhabern selbst; stößt oben an die Landstraßen und auf der Inhaber selbst Garten; hat vor diesem der Zehnt dem Pfarrer zu Kornwestheim einig und allein zugehört, wird aber lange Jahr her zur Verwaltung eingezogen. Nachfolgende Güter sind zehntfrei: 20 Morgen Aekers in Zelg Stammheim, 20 Morgen Aekers in der Zelg gen Westheim gelegen, item 11 Morgen Aekers in der Zelg Osterholz. N. Ist jegund ein an Hans Ulrich R o z e n verkauftes Hofgut, davon hienach weiters gedacht. — Der kleine Zehnt und was demselben anhangt,

von allen Gütern, soweit des Flecken Zwäng, Bäum und Markung gehet, gehört der Geistlichen Verwaltung Gröningen einig und allein zu, so ein jeder Pfarrer zu Pflugfelden zu seiner Besoldung nicht, darein gehören Obst, Rüben, Kraut, Zwiebel, Hanf und Flachs. Und wird von allen obbeschriebenen Früchten das 10. Teil zu Zehnten gegeben, welchen ein jeder Pfarrer in eignen Kosten einzusammeln schuldig. Vom kleinen Zehnten sind frei: dritthalb Morgen Baumgartens ohngefährlich an der Allmandgassen, welche in Besizung haben Hans Michel Württh und Hans Michel Dabler zwischen der Allmandgassen und Hans Ulrich Nozen eigentümlichen Garten, stoßt oben auf die Aldinger Landstraßen und unten auf ihr selbst Hoftraiten. Item $\frac{1}{2}$ Morgen Bohngarten an der Benzengasse, welchen Georg Wieland inn hat, zwischen Michael Württhen und Hans Ulrich Nozen eigenen Acker gelegen, stoßt oben auf des Inhabers selbst Acker und unten gemeldten Hans Ulrich Nozen. Welch beede Gärten vor diesem der Pfarrei Kornweissen den kleinen Zehnten gegeben, wird aber nunmehr der Verwaltung Gröningen wegen von einem jeden Pfarrer zu Pflugfelden eingezogen. — Weinzehnten: davon die eine Hälfte der Geistlichen Verwaltung Gröningen, die andre Hälfte aber der Bebenhausener Hofmeisterei Erlachhof gehörig. Die beiden haben auf Pflug. Markung aus 5 Morgen Weingarten, so dem Bericht nach vor alten Zeiten Acker gewesen sein sollen, „auf der Halben“, mit einander den Weinzehnten an Druck und Vorlaß allein zu empfangen (stoßt auf die Asperger Landstraße). Den 22. August 1742 ergeht ein Erlaß des Herzogs Karl Friedrich, wonach den Besitzern auf ihre Bitte gestattet wird, die Weinberge (7 Morgen sind's jetzt) wieder zu Ackern zu machen, daraus sie den Fruchtzehnten zu reichen haben und in recognitionem dieser Konzeßion aus jedem Morgen jährlich ein Schilling ewigen Zins. — Der Pfarrei oder Verwaltung eigene Güter: Ein eigen Behauung, Scheuren und Hoftraiten, samt einem Bohm- und Rükchengarten, ein $\frac{1}{2}$ Viertel ohngefähr zu Pflugfelden, zwischen dem herrschaftlichen Drittelfhof und der gemeinen Gassen gelegen, stoßt hinten auf Junkern von Stockheim Hofgut, vornen auf die Allmandgassen; zinst jährlich der Kellerei Gröningen 2 Schilling Heller, in Esse, und bald zu erhalten. Acker: Zelig gen Stammen: 1 Morgen Ackers am Rietweg, zwischen Michael Steudlen Pfarrhof — und Georg Wielanden Verwaltungshof — ackern gelegen; stoßt oben auf den Schorn-dorfer und unten den Stockheimer Hofacker. Zelig Westheim: Ein Morgen Ackers am Stammer Weg, zwischen Michel Steudlen Pfarrhof — und dem Stockheimer Hof (acker) gelegen, stoßt oben auf den genannten Nozen eigenen Acker und unten auf den Rietweg. Zelig Osterholz: 1 Morgen Ackers an dem Gwänd zwischen der Anwänden und Michel Steudlen Pfarrhof gelegenen, stoßt oben auf die Anwänden und unten dem Schorn-dorfer Hofacker. Aus welchen 3 Morgen jährlich der Geistlichen Verwaltung Gröningen gefällig und ein jeder Pfarrer zu reichen schuldig: Dinkel 2 Sri, Haber 2 Sri. So haben gedachte diese Verwaltung und die Bebenhausische Hofmeisterei Erlachhof eine eigene Zehntscheuren unter einander allda, zwischen dem Parggarten und der Gassen; stoßt oben auf gedachten Garten und unten das Ruchen oder Wurzgärtlein; welche beede corpora zu unterhalten.* — Hofgilt-ten auf Martini fallend: Hans Ulrich Noz und Michael Steudlen haben inne und besizzen ein Hofgut, welches vor der Zeit der Pfarre Pflugfelden Eigentum gewesen und bis dato das Pfarrgüttlein heißt, Anno 1678 auf deswegen ergangenen Hochfürstlichen gn. Befehl aber ihnen um 500 fl. und 30 Sch. jährlich zu reichen habender Gilt verkauft worden; ist nunmehr derselben Eigentum und geben affordmäßig:

* Die Zehntscheuer wurde 1858 abgebrochen.

2 Sch. Roggen, 16 Sch. Dinkel, 10 Sch. Haber. (Es gehörten dazu Zelt Stammheim 3 Morgen Acker, später zu Wiesen gemacht, 2½ Morgen an der Mäglinger Landstraßen, zwischen dieser und der Allmand gelegen; 3 Morgen an der Allmand zwischen dieser und dem Pfarracker, 7 Morgen am Stammheimer Weg; Zelt Westheim: 2 Morgen an der Kornklingen, 1½ Morgen im Benzen, 1 Morgen im Westheimer Grund, 2 Morgen an demselben, 1 Morgen auf der Höhen, 1½ Morgen ebenda, 1 Morgen in Wetlich [einft war bei Pflugfelden ein 9 Morgen großer Weiher], 3 Morgen bei dem Dorf, 3 Morgen am Stammheimer Weg, 1½ Morgen hinter dem Dorf zwischen dem Stockheimer Hofhaus und des heiligen Höfleins Acker gelegen, 1 Morgen unter dem Bühl, 5 Morgen im Roth, am Hweifer Weg hinab (stoßt unten auf das Schafhofer Feld), ½ Morgen beim Dorf, 3 Morgen auf dem Gewänd, 1 Morgen Bietigheimer Pfad, 3 Morgen am Eglosheimer Hohlweg, 2½ Morgen auf dem Gewänd. — Ein erblich Hoflehen mit Leihung und Lozung auf Martini: Hans Böllen und Jerg Wieland besitzen einen Hof, des Kayfers Hof genannt. Der ist wegen des oberen Altars zu St. Leonhard zu Stuttgart Kaplanei der Geistlichen Verwaltung Gröningen Eigentum und der Inhaber Erbgut, so vor geraumen Jahren dahin transferiert worden. Geben dafür Roggen 6 Sch., 2 Sri, Dinkel 7 Sch., Haber 7 Sch. 1 Sri 3 Viertel Dazu gehört Haus, Scheuer und Hofraiten mit aller Zubehörde, beim Brunnen, zwischen des Heiligen Hof's Hofraiten und der Allmandgassen gelegen, stoßt vorne auf die gemeinen Gassen und hinten auf Hans Veltin Bösselens Schultheißen selbstigenem Garten. (Zusammen 77½ Morgen Acker, ½ Morgen Wiesen, ½ Morgen Baumgarten und ½ Morgen Wald im Osterholz). Dieser Hof gibt jährlich auch dem Heiligen zu Mäglingen 1 Sri M. Die Leistungen dieses Hof's sind noch dieselben, wie sie bei dem Bestand durch Konrad Welling 1418 (siehe S. 11) festgesetzt wurden.

In den Stand des kirchlichen Lebens* gewähren die Visitationsakten (Staatsfilialarchiv Ludwigsburg) einen kleinen, aber doch interessanten Einblick.

1603 ist Pfarrer M. Jakob Egen, von Marbach, 40 Jahr alt, 3 Jahre in Pflugfelden; hat 2 Kinder. Gemeinde ist mit ihm zufrieden. Seelenzahl: 32 Kommunikanten, 24 Katechumenen (also ca. 70 Seelen). Der Pfarrer expliziert allwegen an Sonn- und Feiertagen Morgens die gewöhnlichen Evangelia, mittags den Catechismus; hat in nächst getaner Predigt den 2. Artikel Symboli expliziert. Uf den Freitag predigt er Evang. Joannem, versiert noch der Zeit in cap. 5. Zur Vesperlektion am Samstag hat er Acta apostolica verlesen bis uf das 27. cap. neben den Summariis Veit Dietrichs; evolviert pro privato studio dieser Zeit septimum Tomum D. Dsiandri über die Epistolas Paulinas. Dieser Flecken hat kein Schulmeister. Schultheiß, Gericht und Gemeind (so allda gering und wenig) verhalten sich also, daß weder Pfarrer noch jemand anders sonders klagt haben. Und weil der Flecken klein, das erjamlet Armuß unter die Armen auszuteilen nit erschießen mag, unterlassen sie die wochenliche Sammlung und geben den Bettlern für die Thür.

1605. Pfarrer Egen ist vor der Visitation gestorben, worauf die Nachbarn die Pfarrei versahen, bis Pfarrer M. Daniel Widembach kam. Da dieser das Gesang zu führen seiner Stimm halben nit qualifiziert, zudem die Pflugfelder begehrt, Dekan und Vogt sollen ihnen einen Mesner verordnen, der singen, schreiben und lesen könne und Winterszeit Schul halten,

*Auf bedeutendere Restaurationen der Kirche wiesen die an der Kirche angebrachten Jahreszahlen 1554 und 1615.

so haben wir beide eine solche Person, der Mesner und Schulmeister zumal wäre, um die Mesnereibesoldung uf ein Jahr lang angenommen, mit Namen Samson Knab, Schneider zu Asperg, der früher Schulmeister in Tiefenbach gewesen. Da er nun beständig Schulmeister sollte verbleiben, soll er um Gn. Konfirmation bei E. F. Gn. untertänig anhalten und bitten. — Des Schult- heißen, Geschworenen und Gemeind halb hab ich nichts zu berichten. Dieweil der Weiser klein, sammeln sie kein wochenlich Arnuß, sondern geben den Armen für die Thür; denn sie den Überlauf von fremden Bettlern ein Weg hätten als den andern, da sie schon sammelten. Als Pfarrer folgten 1613 Jakob Neher, 1628 Ludwig Gebhard, 1630 Johann Georg Gent, 1632 Johann Kraus.

Zum Vergleich der Bevölkerungsverhältnisse sei angefügt, daß in Marktgröningen 1603 gezählt wurden 800 Kommunikanten und 400 Kinder, in Möglingen 300 Kommunikanten und 200 Katechumenen, in Eglosheim 180 Kommunikanten, 80 Katechumenen.

Das wohlgeordnete Volksleben trifft nun bald die furchtbarste Verheerung im

Dreißigjährigen Krieg

von 1618 an. (Vgl. L. F. Heyd, Geschichte von Marktgröningen 1829 und J. Chr. Schmidlin, Belagerung des Asperg 1634/35). Das erste Jahrzehnt desselben hat unsre Gegend noch verhältnismäßig wenig berührt; doch gab es schon Beschwer genug. Seuchen, die steten Begleiter der früheren Kriege grassierten auch hier; es starben z. B. in Marktgröningen 1626 auf 27 an der Pest 466 Personen; die von allen Landesobrigkeiten betriebene Münzverschlechterung ruinierte die Vermögensverhältnisse, ganz in derselben Weise, wie es kürzlich die Papiergeldwirtschaft tat. Auch die Witterung war vielfach schädlich, die Weinberge waren in 15 Jahren 13mal erfroren. Und dann brach das Elend in unerhörter Weise über das Land herein. Nachdem die Schweden, bei denen auch 4000 Württemberger standen, in der Schlacht bei Nördlingen (26. August 1634) eine völlige Niederlage erlitten hatten, strömten die kaiserlichen Heerhaufen in das Land herein, auch das Remstal herunter. Zuerst kamen aber noch die fliehenden Schweden und nahmen den Bauern die Pferde auf dem Felde fort. Den 28. August verkündeten 6 Kanonenschüsse vom Asperg das Herannahen der Kaiserlichen. Herzog Bernhard setzt auf den Asperg als schwedischen Kommandanten den Artillerieoberstleutnant Rüdiger von Waldo mit 500 Mann. Nachdem die Kaiserlichen in Waiblingen bestialisch gehaust hatten, blockierten sie den Asperg. Den 10. und 11. September ziehen sie haufenweise vorüber; in Marktgröningen plündern und morden 5 Regimenter Kroaten; den 12. zieht die Masse des kaiserlichen Volks

am Asperg vorbei; Ferdinand, König von Ungarn, rekognosziert vom Osterholz aus den Berg, wird aber durch Schüsse von oben vertrieben. Die Besatzung macht zunächst einige glückliche Ausfälle; die auf die Festung Geflüchteten müssen schanzen, den Deckan von Marktgröningen nicht ausgenommen, je zu 2 ein Stück von 10 Fuß Länge und 5 Fuß Tiefe. Vom Berg aus sieht man die folgende Zeit immer ein Dorf oder eine Stadt brennen und feindliche Truppen durchs Land ziehen. Den 26. Oktober wird verkündet: wer nicht auf $\frac{1}{2}$ Jahr verproviantiert sei, müsse die Festung verlassen. Den 10. November regnet es ein wenig nach 10—12wöchiger Trockenheit; den 11. November fällt der erste Schnee; 16. November starkes Nordlicht — auch die Elemente sind in Aufruhr. In den Nachbarorten Tamm, Eglosheim, Pflugfelden suragieren abwechselnd beide Parteien. Die Kaiserlichen haben ihre Standorte in Vietigheim, Marktgröningen und Möglingen. Den 25. November vergiften die Kaiserlichen die Brunnen um den Asperg her. Den 3. Dezember holen die Gröninger Reiter Butter in Pflugfelden. Den 10. Dezember wird ernstliche Belagerung der Feste angekündigt, wenn nicht Uebergabe erfolge. Den 24. Dezember sind morgens früh gar viel Kaiserliche mit Wagen, Reiter und Fußvolk gen Pflugfelden gezogen und haben selbiges Flecklein vollends ausgeplündert. Etliche von den Bauern auf Asperg und Kundschafter, so gen Marbach gingen und daselbst Viktualien einkaufen wollen, sind verraten, gefangen und gleich vor dem Thor niedergeschossen worden. Den 9. und 10. Januar wird Möglingen vollends ganz ausgeplündert. Den 15. Januar sind auf dem Berg aus der Umgegend Geflohene 350 Gesunde und 114 Kranke. Die schwere Hauptkrankheit (Typhus?) grassierte damals stark in der Festung; manchen Tag starben 4—5 Personen, die unter Bedeckung im Dorf unten begraben wurden. Den 30. Januar früh morgens bringen etliche Bauern und Weiber Viktualien: das Pfund Schmalz um 16 Bagen, 1 Pfund Fleisch um 3 Bagen, 1 Pfund Seife um $1\frac{1}{2}$ fl. Die Pfarrer von Bissingen, Unter-Asperg und Eglosheim sind auf der Festung gestorben. Den 17. März bringen Bauern Fleisch auf die Festung. Den 21. März müssen dem Kommandanten 1000 Taler von den Geflohenen geliefert werden. Den 23. machen die Kaiserlichen etliche Personen, die Lebensmittel auf den Berg tragen wollen, beim Osterholz nieder; einige Tage vorher hatte die Möglinger Wacht den Schweden auch 6 Bauern abgefangen. Den 10. April wird Eglosheim von den Kaiserlichen wieder angezündet, obgleich kein Mensch mehr drin wohnte. Tamm war schon länger ganz niedergebrannt.

Zimmerfort sieht man Land auf und ab Städte und Dörfer brennen. Den 2. Mai bringen viele Bauern Lebensmittel. Die Kaiserlichen werfen Schanzen auf gegen den Berg, wozu Bauern gezwungen werden, die dabei die Beschießung vom Asperg her aushalten müssen. Die Reben in den Weinbergen bei Eglosheim und Möglingen werden abgeschnitten, weil man da schantzt. Oben ist große Teurung: 1 Pfund Schmalz 1 Reichstaler, 1 Ei 10 fr., 1 Pfund Fleisch 24 fr., 1 Maß Wein 30 fr. 22. Juni bringen Bauern Salz, 24. desgleichen Lebensmittel. 15. Juli findet die erste Verhandlung um die Uebergabe statt; den 28. wird der endgiltige Afford festgesetzt und beschlossen zwischen dem Kommandanten der Festung, Rüdiger von Waldo, und dem der Belagerer, Kriegsoberst Achilles Freiherr von Soye, des Inhalts:

1. Morgen zwischen 9 und 10 Uhr zieht die Besatzung aus, übergibt die Festung samt allem Zubehör; die Gefangenen werden beiderseits losgegeben.
2. Die ganze Garnison hat freien Abzug mit Saak und Pack, Pferd und Wagen, Ober- und Untergewehr, mit brennenden Lunten, Kugeln im Mund, gefülltem Panthelien und Trommelschlag.
3. Wird mit genügendem Convoy direkt nach Straßburg bis auf die Kehler Brücke geführt; für sichere Rückkehr der Bedeckung wird als Geiseln ein Leutnant und Fähndrich gelassen, die nachher auch nach Straßburg geleitet werden.
4. Die Verwundeten und Kranken bleiben, bis sie gesund sind, und bekommen dann einen Paßzettel.
5. Weder Mobilien noch Dokumente dürfen von der Festung fortgenommen werden.
6. Kein Soldat oder Offizier, der vorher der Gegenpartei gedient, soll deshalb angefochten werden dürfen, außer Deserteur.
7. Ein Kommissar soll dem Abziehenden zur Beschaffung des Unterhalts mitgegeben werden.
8. Geschähe auf dem Marsch etwas Ungeschicktes, so soll es nur der Täter zu verantworten haben.
9. Der Kommandant soll die Pferde, die er vom Herzog Bernhard erhalten, behalten.
10. Alle württembergischen Beamten, Offiziere und Untertanen, auch der gewesene Kommandant Werner Dieterich von Münchingen sollen mit ihren Familien und Mobilien freien Abzug und einige Tage Frist dazu haben.

Den 29. Juli, zieht demnach die Garnison ab; die „Auswahl vom Lande“ (Ausgehobene im Unterschied von den Angeworbenen) will auch abziehen, müssen aber, gegen den Afford, sich unter die Kaiserlichen unterstellen (man sagt ihnen: „sie sollen nur gehen, sie wissen aber nit, wie weit sie kommen werden“); es waren freilich nur noch wenige übrig. 30. Juli großer Zulauf von Leuten aus allen Orten, die ihre hinaufgeflüchteten Sachen wieder holen wollten, — sie finden aber wenig mehr. 1. Aug. dürfen die Geflüchteten abziehen gegen eine „Diskretion“ von 500 Taler, verschiedene werden unterwegs ausgeplündert. Das Ergebnis für die Bevölkerung war: Anfangs waren auf der Festung ca. 2000 Seelen, von denen viele vor der Blockierung wieder nach Haus zogen; während der Blockierung starben oben über 400 Personen an der „Hauptkrankheit“; beim Abzug waren

von den Geflüchteten noch 455 da: von Markgröningen 80 Männer, Weiber und Kinder, von Tamm 47, von Eglosheim 38, von Pflugfelden 1 Mann, 1 Weib, 2 Kinder etc. Trotz allem war auf der Festung für geordnete kirchliche Bedienung gesorgt; es wurden alle Tage die ordentlichen Betstunden gehalten, über 150 Predigten getan, 76 Kinder getauft, 24 Ehen eingesegnet; 400 Gestorbene beerdigt. Wie es während dessen draußen zugeht, ist aus einem Bericht zu ersehen, der von den geistlichen und weltlichen Beamten, die auf den Berg geflüchtet waren, erstattet wurde den 28. September 1634, nachdem ein Ausschreiben im Auftrag der Kaiserlichen Räte in Stuttgart vom 20. September an sie gelangt war, wie an alle Beamte des Unterlands: sie sollen sich wieder auf ihren Posten zurückbegeben, über die Verluste an Menschen und Sachen berichten und das geschäftliche Leben wieder in Gang bringen. In dem Bericht ist gesagt: daß 1. als nach vorgangner Nördlingischen Schlacht und Niederlag der Schwedischen und derselben Mitbundsverwandten die Kaiserliche Armee auf das Land zugegangen und mit den Württembergischen Untertanen mit Sengen, Brennen, Niederhauen, Plündern, öffentlichen Schänden Weiber und Jungfrauen, fänglichen Wegführen Manns- und Weibsbilder (worunter sie sonderlich ihr Absehen auf die Geistliche, item Beamte, Burgermeister, Stadtschreiber und jenige Unter getragen gehabt) gleichsam barbarisch und ohnerhört verfahren und tyrannisiert: zumal die vor diesem abgeloffen fürstl. gn. Befehl mehrmaligen Inhalts dahin gingen, wer etwas Liebs, dasselbig wohl an sichere, wohlverwahrte Orter tun und sich salvieren möge, haben wir Unterschriebne neben unsern Weib und Kindern samt Mitnehmung etlicher weniger Mobilien und Unterhalts zwar ehnder nit, bis besagte Kais. Armee die benachbarte, nur 3 Stunden von uns gelegene Stadt Waiblingen außer der Zargen vom Boden abgebrant, alles, was sie allda und den offnen Flecken angetroffen, jämmerlich und erbärmlich niedergehauen, auch viel Volk gefangen, mit- und weggeführt worden, uns auf das Haus Asperg, und zwar gar nit der Meinung, gegen einer oder der andern Obrigkeit (wie wir anjeko einesteils unschuldig bezüchtigt wöllen werden) zu rebellieren, sondern allein uns, unsre arme Weiber und Kinder bei Leben zu erhalten und vor dergl. unerhörten Drangsalen zu beschützen, salvirt und begeben, allda wir uns auch nun in die 14 Tag auf unsre eigene Speja aufgehalten, der untertänigen Zuversicht, wir werden, außer nachfolgenden Begangenschaften, keineswegs zu verdienen, sondern vielmehr, daß wir daran recht und wohl getan, gut ge-

heißen sein. Dann als für das 2., oberwähnte Kaiserliche Armee, nachdem Stadt und Amt Waiblingen mehrertheils ruiniert und spoliert gewesen, uf Stadt und Amt Gröningen, folgendes uf Bietigheim zwar nur truppenweis ihren Marsch genommen und anwesende Gerichtsverwandten (weil sie solchem Gewalt zu widerstehen einig Mittel oder Sukkurs nit gewußt) beeder Orten ihnen entgegen gangen, zu allem Willen und Gehorsam, wie zuvor Stuttgart, Cannstatt und mehr andre Ämter getan haben sollen, anerbotten, auch vor Plünderung und Brand auf ein gewiß Stück Gelds mit ihnen gutlich accordiert, haben sie erstlich zwar das im accord Versprochne angenommen und erhebt, aber ungeacht ihres dagegen geschehnen Versprechens gleich darauf, auch etlich Tag einander nach sowohl in den Amtstädten als den Flecken feindlich eingefallen, mit Rauben, Plündern, Brennen, Sengen, Niederhauen, Schänden, Wegführen Manns- und Frauenpersonen, Jungen und Alten, ohne Unterschied dermaßen verfahren und gehaufet, daß es einen Stein erbarmen sollte, ja mit Zungen nit genugsam auszusprechen oder in die Feder zu bringen. In beeden Amtstädten haben sie die Kirchen sowohl auch in den Dörfern, die Tauf-, Altar- und Kanzeltücher, item die Kelch zu dem heiligen Abendmahl in nahend allen Kirchen weggenommen und die Hostien mit Füßen getreten, daß ich, der Specialis von Gröningen, einem alten 70jährigen Bürgermeister und seinem Weib, so gleichsam verschmachtt uf den Tod zugegen gelegen (so auch wenig Tag hernacher gestorben) das heilige Abendmahl aus einem Gläslein reichen müssen, die Kirchenstuhl und Sakristei zu Gröningen zerhauen und zerschlagen, Bücher und anderes zerrissen und verstreut, alles ausgeplündert, daß mehrertheils Burger und Untertanen nit wohl mehr ein Kleidlein an ihren Leib zu tun; wer ihnen nit entlossen oder sich sonst in die Wäld oder heimliche Ort verschlossen, der hat müssen geprügelt, geknebelt, geschlagen oder, da er kein Geld gehabt oder geben können, gehenkt, erschossen und niedergemacht oder doch gefänglich weggeführt worden, gestaltsame sie den Stadtschreiber von Gröningen neben vielen andern Mitburgern, Manns-, Weibs- und ledigen Personen mit ihnen weggenommen, selbige geschändt, gepreßt, geprügelt, geschlagen, teils gar niedergemacht, und wird sonderlich der Stadtschreiber im Weinsberger Tal im Arrest gehalten, bis er und noch 2 Mitburger zu Gröningen kraft eines zurück und allhero gesandten italienischen Paßzettels 3000 Dukaten Ranzion erlegen tun, oder sollten miteinander gehenkt werden, welches ihnen aufzubringen weder menschlich noch möglich, sonderlich auch unter andern den lateinischen Prae-

ceptorem zu Gröningen gefänglich weggeführt, Michel Burgern, Burgern zu Gröningen, in seinem eigenen Haus gehängt und sein Weib zu Stücken gehauen, den Burger Müller uf dem Markt erschossen, die Turmbläserin vom Kirchturm herabgestürzt, Bernhard Beeren, einen Gerichtsverwandten, vor seinem Haus niedergemacht, samt andern, deren uf Einen Tag 25 Personen zu Gröningen begraben worden, ohne diejenige, welche noch täglich wegen ausgestandener Angst dahinsterven. Zu Bietigheim im Amtshaus haben sie Johann Mitschelin's Weib von Steinheim im Wahn, als ob es die Wögtin, den Kopf zerspaltten, den Herrenküfer uf den Tod gehauen, den Kornmesser durch den Kopf geschossen, daß ihm wegen Brands die verletzte Zungen herausgeschnitten und derselb Hungers sterben müssen, anderer mehr unmenschlicher Mordtaten zu geschweigen. Kommt doch von den Entführten je einer da, der ander dort nach und nach mit blutigen Köpfen wieder anheimbs, dahero man noch derzeit den Mangel und Anzahl der Niedergemachten, selbst vor Schrecken und Leid Verstorbener und weggeführten Personen nit wissen, weniger den in beiden Ämtern erlittenen Schaden (dann daran leider, leider, Gott erbarme es, noch kein Nachlassen) berichten kann. Beede Gröninger Amtsflecken, Döweil und Bissingen, sind für's 3. bis auf die Hälfte ohngefähr abgebrannt, andere stehen auch noch stündlich in der gleichen Gefahr. Item 4. alle Zugpferd in beeden Ämtern sowohl bei dem Schwedischen Durchzug als der Kaiserlichen Nachfolg mehrerteils dahingangen, also daß in manchem Ort, Stadt oder Flecken nit wohl ein einiges übrig geblieben, dahero auch der in Feldern zerstreut liegende Haber, was nit hievor schon durch die Reiterei verderbt, item was noch auf dem Halm steht, sowohl auch das Ohmd ganz nit heim und einzubringen ist, und obschon etliche von der Baurtschaft zu Einbringung derselbigen, sonderlich aber zu Ausfäung der Bauerfelder (daran sehr hoch und merklich gelegen) etliche alte, abgängige, schlecht sollende Pferd erkaufen und an die Stelle bringen, werden doch dieselben, was nur ein wenig etwas vor ist, ihnen alsbalten wieder abgenommen, ja dürfen sich in nachbarlicher Revier auf den Feldern nit wohl blicken oder sehen lassen.

So sind 5. mehrerteils Untertanen in diesen zweien Ämtern (etlich gar wenig in den Städten ausgenommen) dergestalt spoliert, geplündert und in Grund verderbt, daß der 100. Hausmann nit mehr ein Bissen weder zu essen noch zu leben, ja von Leinwand oder Kleidern nit wohl mehr, daß er gleichsam einen Finger verbinden könnte, und dannenher notwendig verursacht und gemüßigt worden (wann sie schon noch häuslichen

Unterschlauf und etwa ungebraute Feldgütlein haben) Weib und Kind an die Hand zu nehmen und auf das Land dem elenden armseligen Bettelstab nachzuziehen. —

Und wollten 6., wir, die geistliche und weltliche Beamte dieser beiden Ämter obliegender, verpflichter Schuldigkeit nach, Gott weiß es, uns getaner Auerinnerung nach, herzlichern wieder zu Haus begeben, unsre anvertraute officia, da doch der Weltlichen halben in unserm Abwesen gehörige Amtsverweser hinterlassen worden, der Gebühr und Schuldigkeit administrieren und — wann wir allein auch *salvum conductum* hätten — Leibs und Lebens, auch gefänglicher Wegführung (dessen uns anjeto vor andern ernstlich angedroht wird) assecuriert sein könnten; dann sich dieser Zeiten etlich 100 Kais. Kürassier zu Geisingen (Juncker Schertlin zu Burtenbach gehörig) und selbiger nachbarlicher Gegend um den Asperg schon etlich Tag aufgehalten und wegen des auf Asperg liegenden Schwedischen Kommandanten (der als ein ehrlicher Kavaliere samt seiner unterhabenden Soldateska diese Festung bis auf den letzten Mann für unsern gn. Fürsten und Herrn zu defendieren endlich resolviert sein soll) in all umliegenden Örtern ihr Absehen nehmen und den Asperg gleichsam blockiert halten, denen muß aus der Stadt Vietigheim täglich an Geld 8 Reichstaler, 60 Laib Brot, Wein, Fleisch und anders in das Quartier verschafft und noch dazu bei dem Auf- und Zuritt täglich im Wirtshaus 3 Tisch gespeist werden, welches unmöglich nur 14 Tag zu continuiereu oder zu erschwingen. Die haben erst vor zwei Tagen neben mehr täglich in Händen fallender Untertanen den Schulmeister von Eglosheim gefänglich weggeführt; wären also unressteils, wann wir uns noch der Zeit ab dem Haus Asperg zu Haus begeben sollten oder müßten, vor ihnen kein Stund sicher, maßen es von ihnen alltäglich unsern beeden Ämtern noch streifende Rotten und Truppen gibt, reiten täglich unter anderem vor das Amtshaus zu Vietigheim und fragen, ob der Vogt und sein Weib noch nit heimkommen? führen gefangen weg, wen sie antreffen, vor denen weder zu Feld oder Straßen kein Mensch noch Vieh gesichert sein kann. — So hat es auch mit uns 7., diese wahre Bewandnis, daß ein jeder unter uns zu Unterschlauf und Proviantierung sich selb's, Weib und Kinder (kraft der darunter zuvor mehrmalen ergangener wohlgemeinter gn. Warnungsbefehlen) seine beste Mobilien, als etwas von Kleidern, Bettgewand und dergleichen, weil das Zurückgelassne verloren sei, mitnehmen; das würde der Kommandant aber nicht erlauben, weil es dem Feind zu gut kommen würde.

Das alles mögen die Herrn bedenken, guten Rat geben, besonders den streifenden Rotten in beiden Ämtern steuern und die Straßen säubern, Sicherheit schaffen, damit besonders die Felder bestellt werden können etc.

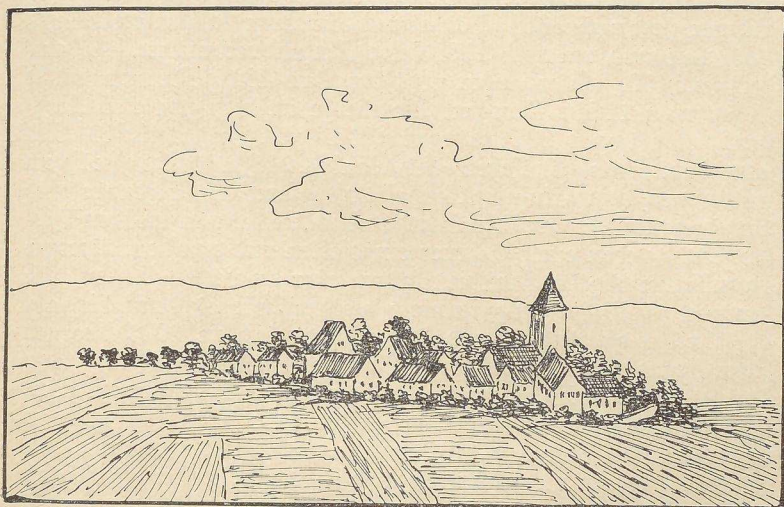
So lagen die Verhältnisse also schon im September 1634; wie sich die Not und die Zerstörung dann noch weiter gesteigert hat, ist schon berichtet. Insbesondere kam nun noch die Pest hinzu, die für sich allein schon etwa $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung weg-rassete. Nachdem die Kaiserlichen den Asperg besetzt hatten, „ist inner wenig Tagen ohne allen Zweifel wegen wüsten und unsaubern Haushaltens eine grausame Pest uf dem Berg eingerissen, daß das Volk häufig hinweg gestorben und man schier alle 14 Tag frisch Volk hinauf legen müssen. Mag auch wohl sein, weil sie zuvor die Brunnen 2mal vergiftet, daß sie hernach solches hüßen müssen.“ In Wirklichkeit ist die Pest eben durch die kaiserlichen Heerhaufen eingeschleppt und über das ganze Land verbreitet worden. Erst den 20. September 1649 zog die fremde Besatzung ab.

Von einem Pflugfelder auf dem Asperg ist noch besonders zu berichten. Unter den Offizieren der Schwedischen Besatzung des Aspergs ist als jüngster genannt Sebald Reher von Pflugfeld, Cornet beim Obr. Schaf-litzki'schen Reiterregiment. Da im Jahre 1630 (nach anderer Nachricht: bis 1628) Pfarrer in Pflugfelden der M. Jakob Reher war, so ist dieser Cornet ohne Zweifel der Sohn des Pfarrers in Pflugfelden gewesen. Von ihm berichtet die Chronik der Belagerung: Den 16. September 1634 ist Cornet Sebald Reher, so in Nördlinger Schlacht gefangen worden, uf dem Asperg heraufkommen und hat einen Franzosen, welcher ihn zuvor gefangen hatte, mit sich gebracht, daß er hernach sein Gefangener sein müssen. Der ist etlich Tag allhier gelegen (der Franzose), danach ledig gelassen worden; wie weit er aber kommen, ist mir unbekußt — ein wackeres Reiterstück! Den 7. Oktober sind dem Cornet Sebald 2 Reiter von seiner Compagnie wieder kommen, so ihm vor Nördlingen auch sind gefangen worden, aber igo entronnen. Den 25. November ist Cornet Sebald zu einem Leutnant von Gröningen uf parole hinausgeritten. Selbige Nacht ist gemeldeter Cornet hinweggeritten, willens zu der Schwedischen Armee sich wiederum zu begeben. Weil er aber wegen der streifenden kaiserlichen Reiter nit fortkommen können, ist er bald wieder zurück und uf den Berg kommen. Den 29. November gegen Abend ist Cornet Sebald zu einem kaiserlichen Corporal uf parole hinausgeritten. Den 8. März hat der Cornet Sebald die kaiserliche Wacht zu Möglingen unruhig gemacht. Den 29. März. Leutnant Pleß und Cornet Sebald haben die Möglinger Wacht in's Feld gelockt und eine Zeit lang uf parole zusammen geritten. 28. April: Cornet S. hat samt einem Furier die Möglinger Wacht attackiert, daß dem Cornet sein Pferd geschossen worden. 6. Mai. Diesen Tag sehr früh ist Leutn. Pleß, Cornet Sebald und ein Corporal von Asperg zur Armee verreist. Nun war es ihm also doch geglückt, wegzukommen; die Vertraulichkeit mit der Gegend mag ihm dazu sehr zu statten gekommen sein.

1676: Pfarrer ist Jakob Wagner von Balingen, 37 Jahre alt, hier 5 Jahre. Seelenzahl 71 (11Bürger und der Hirt).

Schulmeister Joh. Jak. F ü r d e r e r von Gröningen, 38 Jahre alt, zu Stuttgart examiniert, hier 1 Jahr; 12 Schüler. Der Gottesdienst wird schändlich besucht, man ist des Überfeldlaufens dergestalt gewohnt, daß es ohne großen Ernst nicht abzugewöhnen. Schultheiß Michael Schmidt. Heiligenrechnungen sind noch 7 abzuhören. Er muß renoviert oder anderswo darum nachgesucht werden. Er ist bisher um viel 100 fl. zu kurz kommen, kann ihm aber laut bei Händen habenden Auszugs eines Gantprozesses in vielem wieder geholfen werden; darum sollte man dazu tun. Namen werden genannt: Hans Jakob Pflugfelder, Heiligenpfleger; Hans Ulrich Noz, Bürgermeister; Jakob Wendisch; Kaspar Liebendörffer. — Amosen wird nach Vermögen umgelegt, von Haus zu Hause gesammelt und die Armen davon versorget. — Kirche hat ihre ornamenta bis an die Kanzel, die noch nicht bekleidet und kann doch wohl geschehen. Kirche, Pfarr- und Schulhaus sind im wesentlichen Bau. Von 1682—91 ist Pfarrer M. Joh. Jak. Cleß; von 1691—94 M. Joh. Balth. Saugenfinger, von Kilchberg; 1692: 100 Seelen. Schulmeister und Mesner Ulrich Weckherlin von Calw, Zeugmacher, examiniert und in Stuttgart konfirmiert; Sommers und Winters Schule, 13—15 Kinder. Die Gemeinde: es ist hinsichtlich Besuchung des Gottesdienstes ganz keine Klage, nur Vesperlektion und Betstunden geht's schlecht her; es ist befohlen worden, jene uf den Sonntag Abends einzurichten. Auch bei diesem kleinen Flecken wird der Umgang unter der Predigt gehalten. Schultheiß Valentin Göffelin, 50 Jahre alt. Jährliches Opfer 1 fl. 35 fr. 2 Pf. Die Kirche steht fein im Bau; Pfarrhaus aber ist gar baulos, sollte von der Geistlichen Verwaltung in Markgröningen repariert werden. Schulhaus, dem Flecken zugehörig, in allem Ausbesserns nötig. Keine Hebamme. Pfarrer von 1694—98 M. Joh. Jak. Steinweg von Gröningen; von 1698—99 M. Ge. Gottfried Bregenzer von Königsbrown; von 1699—1703 M. Ge. Sigm. Mahler, von Wildberg. 1703: Pfarrer M. Franz Fischer, Seelenzahl 120 (Kollektable Bürger 16, Beisitzer 1, Witwen 3, Waisen 3). Schulmeister und Mesner Salomo Vanden von Reutlingen, Zeugmacher; könnte wohl einen guten lateinischen Provisor abgeben. Sommers 10, Winters 19 Schüler. Sonn- und Feiertags ist das Kirchlein häufig angefüllt. Sonntägliches Opfer ist nit im Brauch; ist aber jedem nach seinem Vermögen angesetzt und besagt des Jahrs ca. 3 fl. Kanzel, Taufstein, Altar und Singpult ist wieder bekleidet und mit einem neuen Gesangbuch wohl versehen. Kirche ist fein im Bau; das Pfarrhaus ist

neu. Im Schulhaus hat man dem Schäfer, der auch die armen Leut muß einlassen, den halben Teil eingeräumt; daher Seuchengefahr — Vogtzettel! Das nächtliche Zechen in Wirtzhäusern



Pflugfelder im Jahre 1683

Nach dem Forstlagerbuch von A. Kieser im Staatsarchiv zu Stuttgart
gez. von H. A. Dieterich

über die Zeit ist gemein. Pfarrer von 1704—07 M. Franz Wischer (Herimontanus) von Herrenberg. 1706: Seelen 137. Schultheiß Michael Wunsch. Pfarrer von 1707—1721 M. Ge. Jak. Habelshofer, von Tuttlingen; 1721—1746 M. Joh. Michael Kraiss, von Markgröningen. 1726: Seelen 150 (Kol-
lektable 25, Bürger 31, worunter 7 Witwen, 4 Waisen, 1 Weisiger). Schultheiß Michael Würtz. — Man sollte denken, das gänzlich ruinierte Land wäre nunmehr von den Kriegsparteien gemieden worden; aber 1645 bis 1648 ergeht über den Rest nochmalige Plünderung durch die französisch-weimariische Armee unter Türenne. Von 1648 heißt es: Kirch, Pfarr- und andere Häuser in Pflugfelden werden von den Aspergern (den Soldaten) zerrissen. Von 1635 bis 1650 war kein Mensch in Pflugfelden. Das Land liegt wie im Todesschlaf und es dauert noch ein Jahrzehnt, bis wieder Versuche gemacht werden, neues Leben in den Ruinen zu erwecken. —

6. Der Wiederaufbau.

Den 6. April 1657 erstattet die Amtsversammlung Bericht über die Lage: Das Amt Gröningen hatte vor dem Krieg 1200 Bürger, jetzt noch 300! Häuser und Scheuren standen im Brauch 380, leer und ruiniert 166, beim Einfall verbrannt 443, eingerissen 402. Acker stehen jetzt im Bau 4827 Morgen, wüste liegen noch 11 902 Morgen, Weinberge im Bau jetzt 235 Morgen, wüste liegen 907 Morgen. Das gibt ein deutliches Bild vom damaligen Aussehen des Landes. In Pflugfelden waren vor dem Einfall 13 Hofhäuser samt 11 Scheuren und ein eigentümlich oder frei Haus und Hofraite, von welchen Hofhäusern 7 neben einer Scheuer eingefallen und von den Asperger Garnisonen abgebrochen, die übrigen aber an Böden, Türen, Läden und Gestäffel ganz ruiniert worden, wie es denn bis auf 1 Jahr her gänzlich öd und leer gefunden! Von 1000 Morgen Acker liegen noch 750 wüste; Pflüge waren es 11, jetzt 6. Von den 4½ Morgen Weinberg sind wieder bebaut 1½ Morgen. Ähnlich sah es in den umliegenden Orten aus; schlimmer noch in Eglosheim, in dem von 70 Bürgern noch 9 übrig waren, von den 161 Häusern und Scheuren noch 6 (Kirche, Kelter, Forsthaus und drei andere); etwas besser in Möglingen, wo von 130 Bürgern noch 32 da waren, von den 111 Häusern und 55 Scheuren noch 31 Häuser und 15 Scheuren. Da war freilich Wiederaufbauarbeit nötig, es ist aber erst nach einem Jahrhundert ungefähr die vorige Bevölkerungszahl erreicht worden, und bis der Wohlstand, der vor dem Krieg da war, wieder erreicht wurde, dauerte es 2—300 Jahre.

In Pflugfelden erfolgte die Bevölkerungszunahme langsam und stetig; es siedelten sich mit der Zeit neben den alten Höfen auch Kleinbürger an. Nach den Kirchenvisitationsakten waren 1654 an Einwohnern wieder da 16 Kommunikanten, 13 Katechumenen, 6 Kinder, zus. 35 Seelen. Als Pfarrer waltete der Möglinger Pfarrer M. Ludw. Schweizer von Stuttgart (in Möglingen seit 3 Jahren). Er predigt alle 4 Wochen in Pflugfelden; im Sommer aber geht er öfter hin; die andern Sonntage gehen sie nach Möglingen in die Kirche. Kein Schulmeister. Schultheiß ist Jakob Zahn. Das Pfarrhaus sollte eben repariert werden, ehe es gar zu Haufen fiel. Es könnte mit der Zeit wieder füglich ein Pfarr' allda ufgericht' und Eglosheim dazu gestoßen werden; ist nur ½ Stündlein von einander. 1661: Seelenzahl 43. Weder Schulmeister noch Schultheiß noch Heiligenpfleger ist da. Weil alle Documenta verloren, weiß man

des Heiligen Einkünfte nicht mehr. Zu Kornwestheim und Benningen soll er auch etwas stehen gehabt, deswegen man obrigkeitlich dahin schreiben solle, ob man etwas erfahren könnte. — Ist zwar ein Uhrwerk vorhanden, aber nicht ußgerichtt. Nach dem Einfall ist kein Pfarrer mehr allda gewesen. Der Pfarrer von Möglingen versieht noch den Kirchendienst bis 1668; nun bekommt Pflugfelden wieder einen Pfarrer: M. Joh. David Flattich.

Wegen der Kirch ist wirklich ein Bauüberschlag eingesandt, auch wegen des Pfarrhauses eine Inspektion ausgebeten worden, weil sonst der Pfarrkeller ganz unbrauchbar wird. 1730: 140 Seelen. Schultheiß Joh. Casp. Würt h. Pastor lobt den Fleiß seiner Zuhörer, daß die Meisten ihre Zeit am Sonntag mit Beten und Singen zubringen. Besuch des Gottesdienstes an Sonn- und Wochentagen gut. Jährliches Opfer 14 fl. 20 gr. Keine Arme. 1732: 148 Seelen. Pfarrer Kraus wurde von Gott mit Feuersbrunst (den 8. September 1731 nachts zwischen 12 und 1 Uhr) hart heimgesucht, so daß er von seiner ganzen oeconomie (Hauswirtschaft) nichts außer das 1. Bibelbuch hat retten können. Das Pfarrhaus ist abgebrannt. Die Kirchenbücher sind in Rauch aufgegangen. 1734: das Pfarrhaus in gutem Stand. 1741: 145 Seelen. 1744: 131 Seelen. 1759: 164 Seelen, darunter Offiziere und Bürger 31 (Offiziere und Beamte von Ludwigsburg ließen sich damals gerne in Pflugfelden als Bürger aufnehmen; es war da billiger). Pfarrer ist M. Dan. Friedr. M dinger, von Cannstatt (1746—1760). Schulmeister Joh. Dav. Heß; Sommers und Winters 21 Schüler, aber Sommers bloß an drei Tagen Schule; ein neues Schulhaus. Ledige Leute stehen zur Kinderlehre bis in's 24. Jahr. Den Zustand der Herzen in der Kirchengemeinde kennt der Herr am besten und untersteht sich Pastor nicht, die Böck mit Namen zu nennen oder das Zeugnis der Böck ihnen schriftlich zu geben; doch zeigt sich Segen des Worts durch Wachstum in der Erkenntnis, absonderlich manche Kraft auf dem Kranken- und Totenbette; es ist auch noch Ehrerbietung und Verlangen nach Gottes Wort und Sakrament in der Gemeinde, und Leute, die sich von vorigen Sünden zurückziehen, auch solche an anderen verabscheuen. Die Schul befindet sich in feinem Stande. Schultheiß ist Adam D t t; Heiligenpfleger Jakob Ulrich S p e c h t. 1760—67 ist Pfarrer M. Gall. Friedr. W e i ß e r, von Waiblingen, (war vorher Feldprediger gewesen). 1763: Schulmeister und Mesner Johann David Heß von Ulrich. Schultheiß ist eben gestorben. Kaspar Würt h und Frau feiern ihr Ehejubiläum.

Schulhaus ist noch neu, aber schlecht gebaut. Heiligenpfleger ist Richard Raff. Stiftungsvermögen 838 fl. 3 gr.; Ausstand 5 fl., wenige Zinse 1 fl 17 fr; Fruchtgefälle 19 fl 29 fr; jährliches Opfer 19 fl; Aktiv Kapitalien 359 fl 23 fr; Stiftungskapital 70 fl. 1768: Pfarrer ist Gottlob Friedrich Staudt, von Dettingen am Schloßberg (1767—1782); hat eine Schulstiftung gemacht (die noch besteht); er bespricht mit den Kommunikanten bei der Anmeldung ihr persönliches Leben. Schultheiß ist Johann Philipp Würtz; Heiligenpfleger Augustin Mensch Hebamme Elisabethe Gußmann. Pium corpus 932 fl.; ist wegen prästierten Bauwesens am Kirchhof und Glockenstuhl in einiges Abnehmen geraten. Opfer und Klingelbeutel 33 fl. 1773: Seelenzahl 198 (37 Offiziere und Bürger). Schulkinder 31. Schultheiß Johannes Dabler. Schulmeister Heß ist auch Heiligenpfleger; Kirchenvermögen 500 fl. 1779: Schultheiß Johann Michael Noz. 1782—96 ist Pfarrer M. Konrad Friedrich Heinrich Biberstein, von Mußberg. 1786: Schulmeister Jakob Friedrich Stark; ist auch Heiligenpfleger. 1787 hat das Schulhaus einen neuen Stock erhalten und ist nun die Schulstube, wie des Schulmeisters Wohnstube ganz geräumig. Hebamme: Anna Kathr. Supp. Pium corpus: Kapital 837 fl; ewige Zinse aus 51 fl., Stiftung 10 fl. Von verkauften Giltfrüchten und Spendalmosen (als Kapital angeschlagen 740 fl) Einnahme 81 fl. 37 fr. Opfer 12 fl. 53 fr. „Glöcklein“ (der Klingelbeutel während des Gottesdienstes) ist eingeführt und hat ertragen 26 fl 13 fr. Die Schulbesoldung besteht aus Roggen, von der Stiftsverwaltung Ludwigsburg 6 Sri, von der Geistlichen Verwaltung MarkGröningen 6 Sri, Dinkel von der Stiftsverwaltung Ludwigsburg 1 Sch. 4 Sri, ebensoviel von der Geistlichen Verwaltung MarkGröningen, vom Bürgermeisteramt 8 Sch., vom Heiligen 3 Sch. 7 Sri 2 Bl; Meßnergarden, von jedem Bürger, der Acker hat, dermal 36 Garben = 3 Sch. 4 Sri; Meßnerlaib, von jeder Haushaltung, 46 à 8 fr. = 6 fl 8 fr. Geld beim Bürgermeisteramt 10 fl 30 fr, beim Heiligen 5 fl 30 fr; von jedem Schulkind, deren wirklich 43, jährlich 45 fr = 33 fl 15 fr; 1 Viertel Wiesen und 1 Achtel Krautland von der Kommun = 8 fl; Accidentien von Leichen und Hochzeiten, jede zu 1 fl 12 fr = ungefähr 5 fl. — Die Schulstube ist gegenwärtig zu klein, wird aber durch das neue Bauwesen für Lehrer und Lernende bequem. 1791: 240 Seelen; (Offiziere und Bürger 47). Schulmeister Jakob Friedrich Rietz, von Steinenbronn. In der Schule ist auswendig gelernt worden das ganze Spruchbuch und Konfirmanden-Büchlein, Psalmen und Lieder, theils

auch die Kinderlehre; etliche Konfirmanden haben es auf 17 Psalmen und 160 Lieder gebracht. Der neue Schulmeister hält am Sonntag nach der Kirche im Schulhaus eine Privatversammlung, in welcher die Bibel, die neuen biblischen Summarien, (Bibelerklärung), auch Predigten gelesen werden; meistens kommen 8—10 Personen, Männer und Weiber, zusammen, höchstens 15—20; Leute von gutem Ruf, die den Gottesdienst fleißig besuchen. Das neue Landesgesangbuch wird bald vollends in der Kirche eingeführt werden. Schulkinder Sommers 38, Winters 46. 1797. Pfarrer ist M. Wilhelm Friedrich Sichel, von Baihingen-G. Das Jahr vorher war ein Kirchenbauwesen und Truppendurchmärsche. Schultheiß ist Johann Georg Noz; Heiligenpfleger Joh. Köhle.

Diese Übersicht über die Entwicklung vom 30jährigen Krieg bis 1800 läßt deutlich sehen, wie das Gemeindeleben langsam, aber stetig wieder aufgebaut und geordnet wurde. An Störungen hat es nicht gefehlt, besonders auch durch Kriegsereignisse, wobei die Franzosen immer die Hauptrolle spielten, am Ende des 17. Jahrhunderts unter Ludwig XIV., dessen Oberst Melac heute noch nicht vergessen ist wegen der Roheit, mit der er brannte und brandschatzte.

1683 und 1693 wurde der Asperg von den Franzosen besetzt, wobei die umliegenden Orte schwer geschädigt wurden. Im sogenannten Spanischen Erbfolgekrieg (1701—14) litt die Gegend weniger durch feindliche Einfälle als durch die Lasten, die die Kriegsführung mit sich brachte. Davon gibt die Bürgermeisterrechnung von 1708/09 ein Beispiel. Sie enthält folgende Posten in Ausgabe:

Ordinary Ablosungshilfe und Amtschaden 1239 10 fr., neue Ordinarysteuer 1401 fl. 39 fr.; daran bezahlt Ludwigsburger Schanzgelder 34 fl. 50 fr., ferner 51 fl. 40 fr.; Heutransportkosten nach Pforzheim 13 fl. 20 fr., Schanzkosten auf Raistatt und Steinmauern 18 fl. 36 fr.; noch zu bezahlen 1283 fl. 13 fr. Extraordinary Kriegsteuer 420 fl. 27 fr.; an das Fugger'sche Regiment zu Pferd 624 Brod- und ebensoviele Pferdsrationen und Hausmannskostationen 234 fl. Gesamtschuldigkeit 1825 fl. 37 fr., wovon noch schuldig 1380 fl. 11 fr. Im einzelnen wird noch aufgeführt: Extraordinary Kriegsteuer 110 fl.; zu Vermehrung und Erhaltung der Fürstlichen Württembergischen eigenen und des (Schwäbischen) Kreises Truppen 160 fl.; Ersatz für von Baihingen auf Pforzheim transportiertes Heu 13 fl. 20 fr.; zu Bestreitung der französischen Kontribution aufgenommen 100 fl. Das General Graf Fugger'sche Regiment Schwäbischer Kreisstruppen zu Pferd lag im Amt Gröningen im Winterquartier, ein Teil auch in Pflugfelden. Den Bürgern wurde ersetzt für eine Pferderation 16 fr., für eine Mundportion 4 fr. und für eine Hausmannskosten 4 fr. Der Leutnant, der das Quartier zu visitieren hatte und Uneinigkeit zwischen Soldaten und Quartiergebern schlichtete, erhielt, um ihn günstig zu erhalten, 1 fl. 30 fr.; desgleichen ein Cornet, in Möglingen

einquartiert, der gute Dienste geleistet hatte gegen einen schlimmen Gefellen von Reiter, der mit Weib und 5 Kinder hier lag und allerlei erpressen wollte, für 1 Maaß Wein und Futter 20 kr. Zwei ausgeriffene (gefangene) Franzosen von Nisberg, transportiert von 2 Musketieren, müssen übernachten und erhalten Brot und Trunk — 30 kr.; 2 Husaren, welche von der Armee am Rhein in's Bayerland zu Abholung von Geld geschickt worden, übernachten gleichfalls und erhalten Brot und Trunk — 30 kr. So noch mehrere Soldaten. Zu den vom Amt Brönningen geforderten Pferden zur Schiffsbrücke bei Philippsburg am Rhein muß Pflugfelder ein ungehirtes Pferd stellen; dasselbe wird von Gössle erkauf't um 46 fl.; ein weiteres Pferd dazu nebst Begleitmann muß gestellt werden auf 14 Tage; der Mann erhält 2 fl mit auf den Weg. Zum Schanzen nach Mühlberg mußten Handsröhner geschickt werden, 6 Mann auf 10 Tage, welche erhalten pro Tag 15 kr., zusammen 15 fl. Im Herbst 1708 lag eine Compagnie von den Ottingischen Dragonern im Nachtquartier. Alles in Allem: reichliche Kriegskassen! Die Ausstände an Steuern und andern Geldern betragen 2342 fl. 40 kr.

Einblick in das Gemeindeleben mögen noch folgende Notizen aus der Rechnung geben: Seit vielen Jahren wird wegen der vielen ausgeschriebenen Naturallieferungen an Haber, Heu und Stroh, besonders in Kriegszeiten, von den 8 Morgen Fleckenwiesen keine Abgabe erhoben. Die Schafweide wird von der Bürgerschaft eigenen Schafen beschlagen und dazu ein Schafknecht bestellt (der im Schafhaus wohnt, das zugleich als Armenhaus benötigt wird). Das Bürgerrecht kostet 5 fl, für die Frau die Hälfte; ein Besizer hat jährlich 1 fl zu bezahlen. Dem Feldschützen wird vom Forstamt Leonberg Blindschießen erlaubt wegen des gar heftig in die Fruchtfelder eingedrungenen Wildes. Der Kuhhirt muß den Kühen, die auf das Stoppelfeld getrieben werden im Herbst, die Horn abschneiden (warum?). Auch 2 Wänschirtinnen sind bestellt. An Pfingsten haben die Ledigen die Kirche mit Maien geziert, wofür sie zu Brot und Wein 36 kr. erhielten.

Von 1714 an war durch das 18. Jahrhundert hindurch Friede im Land. So konnten allmählig wieder geordnete und einigermaßen befriedigende Verhältnisse entstehen.

Wie schwierig und langwierig das Werk des Wiederaufbaus nach dem 30jährigen Krieg war, kann auch daraus ersehen werden, daß erst 1714 die Verwaltung der Heiligenpflege wieder in geordneten Zustand gebracht werden konnte durch Anlage eines neuen Lagerbuchs, das mit den Worten beginnt:

„Nachdem das Lagerbuch des Heiligen, St. Ulrich, im 30jährigen Krieg samt allen Rechnungen und Dokumente verloren gegangen ist und erst 1664—1666 von den Gefällen etwas weniges nach und nach erkundet worden und darauf die erste Rechnung von Heiligenpfleger Hans Jakob Pflugfelder gestellt worden, aber keine schriftliche Nachweise da waren, welche Güter ewige Zins und Giltfrüchte zu liefern haben, wurde eine „Renovation der Heiligen einkünfte“ vorgenommen auf Grund von alten Inventuren, Teilungen, Hofbriefen, alten Rechnungen und dem Steuerbuch, damit der ohnehin arme Heilige nicht vollends um sein Einkommen komme, unter Zuziehung von Johann Michael W ü r t h, Schultheißen, und Joh. Valentin G ö s s l e n, gewesenen Schultheißen hier — den 16. April 1714“.

Vorgelesen und anerkannt von der ganzen Bürgerschaft den 14. Dezember 1714. Unterscriben und gesiegelt von Vogt A d l e r, M. Georg Jakob

Habelshofer, Pfarrer, Stadt- und Amtschreiber Georg Jakob Seesried, Schultheiß Johann Michael Würth, Richter: Hans Ulrich Noz, Jörg Wieland, Hans Michael Göffelin, Johann Würth; von der Gemeinde: Hans Vestin Göffelin, Hans Michael Noz, des Hof's Inhaber für sich und Georg Wünsch's Witwe; als Kriegsvogt Jörg Federer.

Der Heilige hatte ewige Zinsen aus ca 10½ Morgen, von denen Hans Ulrich Noz 6½ hat; ferner ein eigenes Hofgut, welches inne haben Jörg Federer und Georg Wünsch's Witwe, bestehend aus leeren Haus- und Scheuernplatz mitten im Dorf neben der Wette, neben Jörg Wielanden Scheuren und Hofgerechtfame, andererseits Johann Würth's und Michael Steudlen Haus, Scheuren und Hofraite; vorn auf die allgemeine Gasse, hinten auf Hans Jörg Göffelin's Kellerei Gröningen Drittelhofgarten stoßend; und 42 Morgen. Ferner aus 1½ Morgen 4 Sri Roggen, aus 1 Morgen — 3 Sri Roggen oder Haber, desgleichen 2½ Sri aus 3 Morgen.

Der Familienbestand der Gemeinde war nach dem Familienregister um 1730 folgender: Pfarrer M. Johann Michael Kraiz, von Marktgröningen; Schultheiß: Joh. Kaspar Würth (vor ihm war Schultheiß Joh. Mich. Würth, † 1729); Joh. Mich. Göffele auf dem Erlachhof, Sohn des Joh. Val. Göffele, verstorbenen Schultheißen; Georg Wieland, Ältester des Gerichts (stammt von Umstetten bei Geislingen); Joh. Michael Dabler, ältester Richter; Joh. David Heß, Schulmeister; Joh. Georg Jopp, Schmied (stammt von Möglingen); Joh. Georg Steudlin, Richter; Jakob Blessing (stammt von Böhringen bei Geislingen); Johann Köhle, Heiligenpfleger (auch Köllen geschrieben; stammt von Weilheim bei Tübingen); Joh. Mich. Zeih, von Reutlingen; Joh. Jak. Pflugfelder, Gerichtsverwandter; Joh. Georg Munnz, Weber (stammt von Lindach bei Lorch); Georg Friedr. Häberle (von Beinstein); Joh. Kaspar Längle, Weisßer (von Würtingen bei Urach; seine Frau eine Tochter des Johann Heint. Boffert, Bürgers in Pflugfelden); Jak. Wünsch, Gerichtsverwandter; Joh. Adam Göffele; Jakob Steudle; Hans Michael Wecheler, Bauer; Georg Friedr. Raff (dessen Vater von Degerloch; Joh. Mich. Raff und Jakob Raff dessen Frau von Schlattstall); Adam Dtt, Webers Sohn von Pflugfelden (wird Heiligenpfleger, Richter und Schultheiß); Philipp Federer; Joh. Sebast. Fellger (von Tamn); Hans Jörg Schäfer; Georg Mich. Biller, nachher Zuchtmeister in Ludwigsburg (von Rothenburg o. d. Tauber); Jakob Krämer (von Degerloch; die Frau eine Tochter von Felix Dabler in Pflugfelden); Johann Georg Zimmermann (von Plieningen; verheiratet mit einer Boffert von Pflugfelden); Ferdinand Zocher, Sohn des Schäfers in Hemmingen; verheiratet mit einer Tochter des Schäfers Christian Moller in Pflugfelden); Joh. Dabler, später Heiligenpfleger; Joh. Christoph Schäfer, Schneider; Joh. Mich. Steudle; Georg Lichtenberger, Weber (von Bermaringen bei Ulm); Johann Mich. Noz; Joh. Mich. Würth, Schultheißen Sohn; anscheinend vorübergehend hier, da sie nur im Taufbuch vorkommen Joh. Mich. Bühler, Christoph Widmann, Joh. Kasp. Längle. Später treten noch verschiedene weitere Namen auf, die wieder verschwunden sind.

Man sieht, die Gemeinde hat sich größtentheils aus Auswärtigen, bis von der Alb herunter, neu gebildet; von der Einwohnerchaft vor dem 30jährigen Krieg scheint nichts übrig geblieben zu sein. Die Überlieferung sagt: Nach der gänzlichen Verödung des Orts haben sich die wenigen übriggebliebenen nach Möglingen gezogen und von ihnen komme die dort verbreitete

Sippe der „Pflugfelder“ her. Diese Umsiedelung muß aber in viel früherer Zeit geschehen sein. Zur Zeit des 30jährigen Kriegs standen die Familiennamen schon lange fest.

Die Gründung der Stadt Ludwigsburg vom Jahre 1709 ab hatte neue Amtsabteilungen zur Folge. 1722 wird Pflugfelden zum neugegründeten Amt Ludwigsburg gezogen und bleibt, nachdem es von 1736—39 noch einmal dem Amt Markgröningen beigegeben war, fortan demselben angegeschlossen und es wird die Stadt immer mehr der Mittelpunkt für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Umgegend. Das äußere Zeichen davon ist für Pflugfelden die schnurgerade Straße die von Ludwigsburg heraus angelegt wurde. Wie viel es da zu sehen, zu hören und auch zu schaffen gab in den Herzoglichen Zeiten, ist allgemein bekannt. Das Gemeindegelben in Pflugfelden scheint von dem neuen Residenzleben in Ludwigsburg nicht sehr beeinflusst worden zu sein. Manchmal machen Soldaten von Ludwigsburg Wirtshausunfug („allzugroße Freiheit des Leibregiments“). Um die Mitte des Jahrhunderts ist längere Zeit ein Feldlager „Campement“, bei Pflugfelden, vermutlich beim Osterholz, und es werden mehrere Soldaten, auch ein Hauptmann in Pflugfelden begraben. Für Wiederherstellung und Erhaltung eines ehrbaren christlichen Gemeindegelbens war noch im 30jährigen Krieg in allen Gemeinden des Herzogtums der sog. „Kirchenkonvent“ bestellt worden, aus Pfarrer und einigen rechtschaffenen Bürgern („Richtern“) bestehend. 1735 wurde diese Ordnung neu eingeschränkt. In monatlichen Sitzungen wurden die Zustände in der Gemeinde besprochen und Übelstände abgestellt, wobei als Zuchtmittel zur Verfügung standen: a) „Mündliche Korrektion“ (Zurechtweisung), b) das Fleckenzuchthaus, c) Real- oder Geldstrafe“. Mit besonderem Nachdruck wurde die Feier der Sonn- und Feiertage geschätzt; Arbeit an denselben wird bestraft mit Geld (bis zu 1 Pfund Heller = 43 kr); es soll sich während des Gottesdienstes auch niemand auf den Gassen zeigen oder vor Ablauf der Gottesdienste über Feld laufen ohne Erlaubnis. Zur Aufsicht während des Gottesdienstes ist ein „Umgang“ bestellt, während die „Scharwache“ den nächtlichen Polizeidienst hat. Zu regelmäßigem Besuch des Gottesdienstes wird Alt und Jung immer wieder ermahnt, auch die „Richter“ und „Rats-herrn“, die zudem angehalten sind, in der Kirche in Mänteln, als „ihren Ehrenkleidern und ordentlichem Kirchenhabit“ zu erscheinen (bei 15 kr. Strafe). Die Feiertage und monatlichen Bußtagsgottesdienste werden so streng eingehalten wie die Sonntage. Ledige Leute, auch über 20 Jahre hinaus, werden zur Kinder-

lehre angehalten und Verschümnisse gerügt mit Verwarnung oder Geldstrafe; noch 1795 wird berichtet, daß die zur „Landmiliz“ Gehörenden zu Kinderlehre und Sonntagsschule kommen. Strenge bestraft wird das Fluchen (das nach dem Krieg übel zugenommen hatte), auch das Kartenspielen. Lichtkärze werden armen Weibern zu Ersparnis von Licht gestattet (wobei auch einmal die Erinnerung geschieht, die Leute sollen nicht die Zäune an den Gärten beschädigen — die, wie es scheint, ihnen manchmal für als Licht dienende Kienspäne geeignet schienen), nicht aber ledigen Leuten. Die Bursche, die Sonntagabends mit Singen sich zu unterhalten pflegten, aber zuweilen üble Texte dabei brauchten, sollen auf der Kirchenstafel (wie herkömmlich) singen oder nach Hause gehen. 1738 wird beschlossen, einen Nachtwächter aufzustellen, was aber erst 1742 zur Ausführung kam, nachdem in das Pfarrhaus eingebrochen worden war. — Der „Gassenbettel“ macht viel zu schaffen. Zu seiner Abstellung wird ein „Aufwärter“ bestellt, der mit dem Spieß umhergehen soll (1740). Jeder Bürger ist zu diesem Dienst verpflichtet, aber die Maßregel schafft keine gründliche Hilfe, an manchen Tagen kommen 60—70 Personen im Jahr 1771, in dem eine Teuerung war, die durch die Ernte wieder behoben wurde. Auch von seiten der Regierung wird gegen den Bettel eingeschritten; zugleich wird eine wöchentliche Sammlung, das „Glöcklein“, eingerichtet, bei der jeder Bürger eine festgesetzte Gabe für die Ortsarmen und durchreisende Arme geben soll — von 1½ Heller bis zu 2 fr; der Schultheiß gibt 3 fr, der Pfarrer 4 fr (1776). Vom Ort selbst wird 1786 gemeldet, daß nur eine Witwe mit 2 Kindern da sei, die betteln und Unterstützung erhalte; alle andern verdienen ihren Unterhalt; aber von auswärts kommen viele zu betteln. Zeitweilig gibt die Regierung ein „Roggenalmosen“ (vom Kirchengut) an Bedürftige, die in 3 Klassen der Bedürftigkeit eingeteilt werden, und es erhalten davon ein Ort in der 1. Klasse 5, in der 2. 3 und in der 3. (der ärmsten) 3 Gemeindeglieder (meist mit Familie) eine Gabe. 1788 wird wegen harten Winters auch Holz verteilt an die Armen.

Die Fruchtpreise sind sehr schwankend; sie betragen für je einen Scheffel:

	1743	1754	1759	1763	1767	1771 (s. oben)		
Roggen	4 fl. 30 fr.	5 20	4.30	6 30	4.20	10.—		
Haber	2 fl. 40 fr.	3.—	2.30	3.—	2 40	4.—		
	1776	1777	1783	1792	1797	1799	1800	1801
Roggen	7.—	5.—	6.—	5.—	9.30	12.—	5.30	5.20
Haber	3.24	2.50	3.40	3.—	5.—	7.30	5.—	2.45

Die Wohlthätigkeit bekam 1766 einen neuen Antrieb durch Pfarrer M. Gallus Friedrich Weißer. Derselbe verkündigt nach einer allgemeinen Ermahnung zu christlicher Wohlthätigkeit:

„Man hat es also billig als ein Gott und Menschen wohlgefälliges Liebeswerk auch in öffentlicher Gemeinde zu preisen und zur Ermunterung und rühmlichen Nachahmung vorzustellen, wann noch welche unter den Christen gefunden werden, die Gott zur Ehre, der Kirche, Schule und Armut zum Besten etwas von ihrem zeitlichen Vermögen widmen und stiften. Wir freuen uns, daß wir auch bei hiesiger Gemeinde von dergleichen Liebeswerken noch etwas sagen können, wodurch sowohl von einigen hiesigen als hauptsächlich auch auswärtigen christlichen Personen für die Nothdurft unseres hiesigen, ohnehin armen Heiligen für unsre Kirch und Schul gesorget worden, wie folgendes Verzeichniß anzeigt: H. E. Johann Winterlin, raißiger Schultheiß zu Möglingen und H. E. Joh. Jak. Schmalzried, Burgermeister zu Mündingen, stifteten mit den übrigen Jopp'schen Erben im November 1753 zu hiesiger Almosenpfleg — 60 fl. Und weiland Frau Schultheißin Barbara Dttin, geb. Schauppin, i. Angedenkens stiftete 1761 zur hiesigen Armenkassa — 10 fl.; ferner Anna Maria Kassin, geb. Felgerin, i. Anged., legierte den 5. April 1763 zum Besten der hiesigen Kirche und Armut gleichfalls — 10 fl.“ Weißer stiftete 1767 ein halb Viertel Welschkornacker (an der Benzengasse) zur Pfarrei. Das Verzeichniß ist hernach weiter geführt, zunächst mit der Stiftung von 50 fl von Schultheiß Joh. Kaspar Würth, die die Grundlage bildete für die bis auf die neueste Zeit fortgeführten Brodstiftungen. Es gehen die Stiftungen für Kirche, Schule und Arme auch fort durch das ganze 19. Jahrhundert bis zur Erbanung der neuen Kirche. (Als älteste Stiftung wird aufgeführt die Stiftung eines vergoldeten Hostienaltars durch Theoderich Mayer im Jahr 1663.)

Die gesundheitslichen Verhältnisse sind nur insofern befriedigend, als die verheerenden Seuchen des vorhergehenden Jahrhunderts erloschen sind. Die Kindersterblichkeit ist stark. Die Frauen wählen aus ihrer Mitte eine Hebamme und eine „geschworene Frau“; eine Ablehnung der Würde soll nicht gestattet sein; eingeleitet wird die Hebamme durch eine benachbarte, später durch einen Arzt. Die Frauen sollen nicht vor Ablauf von 6 Wochen ihren Kirchgang, also ihren ersten Ausgang, halten bei Strafe von 10 kr., da sie „durch vorzeitiges Ausgehen in der 3. oder 4. Woche sich und ihren Kindern manchmal großen Schaden zuziehen.“ (1737).

Nachdem der zerfallene Zustand der Kirche noch im 17. Jahrhundert wieder ausgebessert war, erfolgten im Lauf des 18. weitere Ausbesserungen. 1734 wird die Uhrtafel repariert und eine zweite angebracht; die Kosten mit 4 fl 23 kr werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht. 1742 kommt zum erstenmal die Aufstellung einer Orgel in Frage, 1750 wird zur Orgelbesteuer aufgefördert. Die Orgel kommt 1753; sie kostet 21 fl 10 kr 3/4, die durch freiwillige Beiträge aufgebracht wur-

den. Zugleich wird dem Schulmeister für das „Orgelschlagen“ eine Belohnung von 4 fl und 7 Sri 2 Viertel Dinkel ausgesetzt. 1779 wird auch ein Orgeltreter bestellt, weil die Schulbuben es nicht mehr machen wollen. 1783 und 1792 muß die Orgel gründlich repariert werden. Zur Erwärmung der Hände ist für den Orgelspieler eine Glutpfanne aufgestellt. Zur Unterstützung des Gesangs ist ein „Vorsänger“ aus den Bürgern im Chor bestellt, in dem sich auch die Orgel selbst befindet über dem Altar. Nach der Kirchenstuhlordnung von 1743 waren in der Kirche 2 Stuhlreihen, eine auf der Kanzelseite mit 11 Stühlen zu je 2 (Doppel-) Sizen, die andre auf der Sakristeiseite mit 7 Stühlen; darauf folgten 2 „Klagestühle“ (für die Leidtragenden bei Leichenpredigten) und ein Amtstuhl; letzterer mit grünen Bittern, gestiftet von Schultheiß Johann Kaspar Würth, für den Schultheißen und etwaige „Ehrenpersonen geistlichen oder weltlichen Stands.“ Auf der Empore saßen die Männer. Die Sitze wurden verlost und bezahlt mit 10 bis 50 kr. Die ledigen Bursche stehen im Chor unter der Orgel. Von 1750—52 erfolgte eine bedeutende Kirchenrestauration, von der noch ein der Südwand der neuen Kirche eingefügter Denkstein zeugt. Dieser zeigt neben der Jahreszahl 1750 und dem Herzoglichen Wapen die Inschrift: „Aufgerichtet und gestiftet von Pfarrer M. Daniel Friedrich Aldinger, Schultheiß Johann Kaspar Würth, Bürgermeister und Richter Georg Fopp, Georg Steudle, Adam Ott, Johannes Dobler.“ An der alten Kirche war derselbe auf der Nordseite der Kirche eingemauert unter der außerhalb der Kirche zur Empore führenden Treppe; demnach betraf diese Stiftung eben die Herstellung des Treppenaufgangs. Zugleich wurde aber die Kirche auch im Innern gründlich restauriert, worüber das Protokoll von 1753 sagt: „Weilen durch Gottes Beistand nun so weit gekommen ist, daß ihm zur Ehren, der Kirche zur Zierden und der ganzen Burger-schaft zu Ruhm und Freude die Kirche hier nicht allein erhöht, gebauet und getäfert, sondern auch durch Herrn J. G. Heyd, Maler zu Enzweihingen, nunmehr seligen, das erstemal angefangen, nach dessen Ableiben aber durch Herrn Joh. Stiegler, Kunstmaler aus Böhmen, der kleinen Stadt in Prag gebürtig, katholischer Religion, vollends mit Bildern, Historien, Emblematis, Aposteln, Blumen und Bandelwerk recht fein illuminiert, gemalet, geziert und folglich bis auf ein Orgelwerk vollkommen im Stande ist, daß es jezo erst einem Gotteshaus und Kirchen aleichsiehet und jedermann seine Freude und Wohlgefallen daran hat und bezeuget, bei dem Heiligen aber bis dato nicht so viel

Geld vorhanden ist, bemeldten Herrn Stiegler bezahlen und ihm eine *douceur* machen und seinen Gesellen ein kleines Trinkgeld geben zu können, die Bürgerchaft auch vor etlichen Jahren zu einem Orgelwerk etwas beizusteuern freiwillig versprochen hat, so wird ein Durchgang und Umfrage gehalten, ob es nicht billig wäre, solch versprochenes Geld zu dieser Melioration und Malen zu geben und anzuwenden“. Eine bedeutendere Restauration wird wieder 1769 ausgeführt; die Sakristei, auf deren Wand die Namen der Pfarrer angemalt waren, war durch Feuchtigkeit ganz zerfallen und mußte gründlich umgebaut werden; ein neues Gehwerk für die Uhr wird angeschafft, und anderes. 1777 wird eine neue Sonnenuhr angeschafft (um 10 fl.); 1778 wird die kleine Glocke, die einen Riß bekommen hat, umgegossen, auch das Dach umgedeckt, weil die auf dem Boden untergebrachte Frucht des Heiligen und des Bürgermeisteramts naß wurde. 1796 droht der Schwibbogen in den Chor einzustürzen, herabfallende Steine zerschmettern die steinerne Altarplatte (die hernach durch eine hölzerne ersetzt wird).

Nach der Heiligenrechnung pro 1778/80 betragen die Ausgaben an Geld 305 fl 55 kr, an Frucht 6 Sch. 6 Sri Roggen, 7 Sch. 7 Sri Dinkel, 10 Sch. 4 Sri Haber. J. G. Keller und Wilh. Gößle haben aus dem Heiligenhöfle jährlich zu leisten 3 Sch. 7 Sri 2 Viertel Dinkel und 4 Sch. 4 Viertel Haber. Das Opfer an Sonn- und Festtagen (in den Klingelbeutel) ergab 26 fl 32 kr 4Hr; an Kasualien 19 fl 15 kr; an den Türen ersammelt für 10 Gemeinden im Land 2 fl 15 kr; das „Glockengeld“ ergab 62 fl.

Der Gottesdienst vollzog sich im ganzen in denselben Formen wie noch heute. Üblich war damals die Einziehung der sonntäglichen Opfer durch den „Klingelbeutel“, einen an einem Stab befestigten kleinen Beutel („aus blauem Taffet mit gelben Franzen“) mit einem Glöcklein dran, der während des Gottesdienstes vom Mesner zur Einsammlung des Opfers herumgereicht wurde. Der Ertrag dieses Opfers war, wie schon berichtet, nicht eben bedeutend; es kam wohl auch vor, daß die wohlklingende Einladung zum Geben mit einem übelklingenden Schuhnagel beantwortet wurde. Die Männer behielten während des Gottesdienstes den Hut auf, nahmen ihn aber bei Nennung des Namens Jesu jedesmal ab. Die Kirchweih war bis 1779 an Quasimodogeniti gehalten worden, wurde aber nun, weil auf diesen Sonntag auch die Konfirmation verlegt worden war, was Unzuträglichkeiten mit sich brachte, auf *Misericord. Domini* verlegt. (Erst 1852 wurden alle Kirchweihen im Lande auf Einen Sonntag verlegt.) Im

Teuerungsjahr 1771 erging ein Herzogl. Ausschreiben gegen Kirchweihauserschreitungen und so zog der Kirchenkonvent in Erwägung, „was auch hiesigen Orts alle Jahre an angestellten Mahlzeiten und Kuchenbacken, dergleichen eine manche Haushaltung gegen 100 und darüber gebaden, für ein großer und sündiger Aufwand gemacht worden und den Tag, auch oft mehrere Tage hernach für Unordnungen in Trinken und Tanzen fürgeloffen, und sich also entschlossen, hiesigen Orts von der Kanzel ab seitens des Konvents ernstlich zu untersagen 1. alle Gastereien und Mahlzeiten, wozu Hiesige und Fremde eingeladen werden, 2. alles Kuchenbacken, wovon eine manche Haushaltung 3—6 Wochen leben kann, 3. alle mutwillige und der Mahlzeiten und Zechens oder Kuchenbackens halber unternommene Versäumnis der Gottesdienste an der Kirchweih, 4. alles Zechen an und Tanzen nach der Kirchweih in dem Wirtshause, und das bei befahren habender ernstlicher und unausbleiblicher Strafe oder Gewärtigung, daß davon eine Anzeige bei Löbl. Oberamt in Ludwigsburg gemacht werden solle.“ —

1790 wird nach dem Ableben Kaiser Josef II. 14 Tage lang ein Trauergeläute je $\frac{1}{2}$ Stunde lang veranstaltet. 1797 wird das neue Gesangbuch und das Choralbuch von Christmann und Knecht eingeführt.

Mit Eifer war man auf geordneten Gang des Schulwesens bedacht, für den allerdings die Dürftigkeit der Zeit nicht eben günstig war. 1739 wurde neben der Werktagsschule auch die Sonntagsschule für die Konfirmierten eingerichtet. Immer wieder muß gegen Schulversäumnisse eingeschritten werden mit Verwarnungen und Geldstrafen. 1757 lagen 400 Schulversäumnisse vor; das war nun freilich eine Ausnahme: „Die Eltern hätten von Rechtswegen bestraft werden sollen; weilen aber heuer theils ein Lager und durch dasselbe große Unordnung auch hierinnen geschehen, theils teuer versprochen, daß sie dieselbige in Zukunft fleißiger in die Schule schicken werden, so ist ihnen vor diesmal die Strafe erlassen worden, mit der ernstlichen Bedrohung, daß, wenn sie in Zukunft hierinnen saumselig sein würden und keine wichtige Ursachen hätten, allemal vor eine jede Schule 2 kr unnachlässig eingezogen werden solle.“ Ebenso lagen damals gegen 200 Kinderlehr- und Sonntagsschulversäumnisse vor, aus demselben Grunde und mit demselben Ergebnis. Sommers war bis 1771 nur 2 Stunden Schule gehalten worden; jetzt wurde beschloffen, daß die Großen von 6— $\frac{1}{2}$ 8, die Kleinen von $\frac{1}{2}$ 8—9 Uhr zur Schule kommen sollen. Dem Lehrer, der bisher nur 15 Wochenstunden zu geben hatte, wird

für die nun weiter zu gebenden 3 Stunden eine Zulage von 3 fl. verwilligt. An der Visitation werden an die Kinder Becken und Papier ausgeteilt. Am Schulhaus wird immer wieder gebaut; so 1749. Im Jahre 1755 wird beschlossen, ein neues Schulhaus und Rathaus zu bauen. 1756 wird das alte Schulhaus abgebrochen und der Neubau an Hofwerkmeister Johann Leonhard Egel in Stuttgart in Alford gegeben um 400 fl.; der Bau, samt Stallung und Keller, 58 Fuß lang und 30 Fuß breit, der Stock 8½ Fuß hoch; unter Beifuhr der Materialien in der Frohn. Die Landschaft verwilligt dazu 50 fl. Noch war die Schulstube zugleich Wohnzimmer des Lehrers; 1774 wird eine Kammer zur Wohnung eingerichtet, 1778 ein neues Wohnzimmer (um 300 fl.), und 1787 wird ein neuer Stock auf das Schulhaus gebaut. Die Lehrer wurden bis zum Jahre 1802 von der Bürgerschaft gewählt. Die feierliche Bornahme der Wahl bekundet das Protokoll vom 22. August 1756:

„Demnach der bisherige Schulmeister zu Pilugfelden, Joh. Christoph Leudlin, seines Alters 66 Jahre und in officio (im Amt) 45 Jahre, bei dem Pfarrrer auch zu erkennen gegeben, welchergestalten er gesonnen sei, seinen Schuldienst samt der Besoldung, bis auf 3 Sch. Dinkel, wegen seines beschwerlichen Alters, Kränklichkeit, abgehender Kräfte und anderer Zufällen aufzugeben und, weilen er sonderlich seine ledige Tochter Evam Mariam noch vor seinem Tode gerne versorgt wissen möchte, an den Kompetenten (Gesuchsteller), welcher sich angeboten, Joh. David Hesseu, Provisoren und Leinwandweber, seines Alters 23 Jahre, Joh. Dav. Hesseu s., gewesenen Schulmeisters zu Aurich bei Baihingen, ehelichen Sohn, zu übergeben, und deswegen bei Böbl. Pfarrramt, auch einen Ehrfamen Magistrat und ganzer Bürgerschaft, weisen sie die Nomination (Ernennung) hat, beide, der Schulmeister und Provisor, ordentlich und öffentlich um die Nomination gehorjam und geziemend gehalten: als hat man solche Nomination in Gottes Namen unter demütiger Anrufung und Erbetung seiner Gnad und Segens folgendergestalt vorgenommen, und zwar, daß der Candidatus in dem Pfarrhaus, wegen Ermanglung eines Rathhauses, im Lesen, Schreiben, Buchstabieren, Heils- und Kirchenordnung und Rechnen, nachdem er zuvor im Orgelschlagen Nachmittags bei der Catechisation probiert, examiniert worden, so daß nicht allein der ganze Magistrat, sondern auch die gesamte Bürgerschaft zugegen und anwesend war und zuzuhören eingelassen wurde, welches sie auch taten, — Nachdem das Examen, in welchem der Candidat mit Vergnügen der Bürgerschaft wohl bestanden, geendiget war und der Candidatus einen Abtritt genommen hatte, so wurde an alle Anwesende der Vortrag gemacht, daß nunmehr zugleich die Nomination und Wahl des Provisoris J. D. Heß vorgenommen werden solle. Es geschehe zugleich eine ernstliche Vorstellung von der großen Wichtigkeit der Sache mit angefügter Erinnerung, daß nun ein jeder sein Votum gewissenhaft und wie er es vor Gott zu verantworten getraue, ordentlich von sich geben möchte, wurde Gottes Beistand und Regierung hierin allen samt und sonders herzlich angewünscht. — Alle Anwesende traten hierauf ab und behielte ich, der Pfarrrer einen unparteiischen Mann, den Herrn Schultheißen, der mir die Vota aufschreiben helfen mußte, bei mir in der Stube. Die Vota wurden dann von jedem Bürger besonders folgendermaßen gegeben: —“. Es fielen

sämtliche Stimmen (30) auf Heß. Es wird ihm die Nomination, nachdem das Ergebnis sämtlichen Wählern mitgeteilt war und niemand mehr etwas einzuwenden hatte, sofort unter Beglückwünschung eröffnet mit dem Beifügen, daß die Bestätigung durch das Konsistorium sofort eingeholt werden werde, und „damit diese Handlung ohne Unruhe und, soviel zu vernehmen gewesen, mit Vergnügen beschlossen worden.“ Unterzeichnet ist das Protokoll von Par-rer M. Dan. Fr. Aldinger, Schultheiß Wd. Dtt, älterer Richter Jörg Steudle, Bürgermeister Joh. Döbler, Heiligenpfleger Johann Philipp Würth, Gemeindegewählten Joh. Külle, Joh. Mich. Raff, Michael Noz. Heß waltete 29 Jahre lang seines Amtes in Pflugfelden; nach seinem Tode 1785 stellten sich 19 Bewerber ein, von denen 9 zur Wahl zugelassen wurden. Diese fiel auf Jakob Fr. Starck von Kornwestheim, Provisor in Stuttgart, der auch das Amt des Heiligenpflegers übernahm wie seine Vorgänger. 1791 findet wieder Wahl statt unter 6 Bewerbern, die von den 7 Richtern und 7 von der Gemeinde gewählten Deputierten vollzogen wurde und auf Jakob Fr. Rieth, Provisor in Ettlingen, fiel, einen sehr tüchtigen Mann, der die Schule recht empor brachte; er verstand es besonders, die Kinder zu fesseln, so daß die Mädchen und einige Buben die Sonntagsschule und Kinderlehre freiwillig auch nach vollendetem 18. Lebensjahr besuchten. Dabei war er eifrig auf seine eigene Fortbildung bedacht und lernte die französische, lateinische, griechische und hebräische Sprache. Vom Synodus erhielt er wiederholt Prämien. Er wirkte 23 Jahre im Ort. (Siehe auch oben). Nach seiner Beförderung wurde von den örtlichen Kollegien ein Dreierorschlag aus den Bewerbern an das Konsistorium eingereicht, das aus demselben dem Bernh. Gottlob Mayer von Rietenau die Stelle übertrug. Dieser wirkte 44 Jahre lang an der Schule (bis 1859).

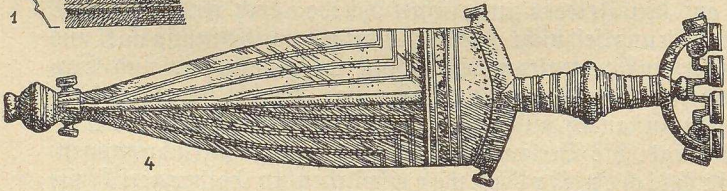
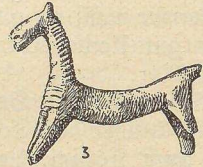
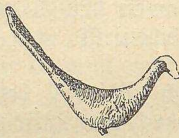
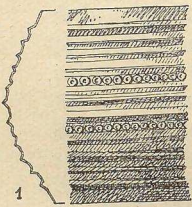
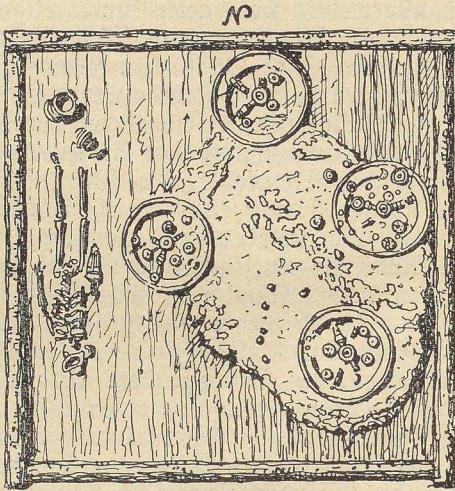
Mit der Wende des Jahrhunderts beginnt auch eine neue Zeit der Not; sie kommt wieder von Westen und ist gekennzeichnet durch den Namen Napoleon. Unsere Gegend wird zwar nicht Kriegsschauplatz, aber Truppendurchzüge, Aushebungen, Umlagen drücken genug. Lagen 1797 kaiserliche (österreichische) Wagenknechte in Pflugfelden im Quartier, so 1814 russische Wagenknechte, die ihre Säcke mit dem Haber auf der Kirchenbühne füllen und sich nicht abtreiben lassen. Johann Michael Würth, Auswahlrekrut bei der Königl. Leibeskadron von Jett stirbt in Rosenau; Johann Raff beim R. Inf. Regiment fällt in der Schlacht bei Bauzen (20. Mai 1813); Kaspar Heller macht den russischen Feldzug mit und ist seitdem vermißt; noch wird als Veteran genannt der nachmalige Feldschütz Pfisterer. Not anderer Art brachte das Hungerjahr 1816/17. Schon 1805 war infolge geringer Ernte der Roggen p. Scheffel auf 10 fl gestiegen und der Haber auf 4 fl; und wieder 1812 der Roggen auf 13 fl 30 kr, der Haber auf 5 fl. 1817 aber stieg der Roggen auf 21 fl, der Haber auf 10 fl und der Laib Brot kam auf 29 kr. Von dort an fielen die Preise allmählig wieder; bis 1820 der Roggen wieder auf 5 fl, der Haber auf 2 fl 48 kr; 1822 auf je 7 und 4 fl, 1824 auf 4 und 2 fl. Es scheint, daß in unserer Gegend die Not doch nicht so hoch anwuchs, wie in

anderen Gegenden. Anfangs des Jahrs 1817 bedurften die Armen in Pflugfelden noch keiner besonderen Unterstützung, da sie noch etwas Vorrat haben, auch etwas verdienen können. Später wurden 17 Unterstützungsbedürftige festgestellt. Auf Anregung der Regierung war ein Lokalwohlthätigkeitsverein gegründet worden, für den aus der Bürgerschaft monatlich etwas über 5 fl ersammelt wurden; der Heilige wandte von Mai bis zur Ernte noch 80 fl auf für denselben Zweck; dazu kamen auch noch Beiträge von der Regierung. Das Leben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war überhaupt von einer Einfachheit, ja Dürftigkeit, von der das heutige Geschlecht keine Vorstellung mehr hat. Nachdem noch einmal Ende der 40iger und Anfang der 50:ger Jahre Teurungsnot schwer bedrängt hatte, vollzog sich der Aufstieg nach Volkszahl und Wohlstand endlich rasch und führte von den 60iger Jahren an zu einem in der ganzen Geschichte des Deutschen Volks wohl nie dagewesenen kraftvollen, gesicherten, geordneten und reichen Volksleben — bis wir nun wieder einen Zusammenbruch erlebt haben.

Die Schilderung des Gemeindegelbens in der Oberamtsbeschreibung von 1859 ist Zeugnis von jenem Aufstieg, der durch zeitgemäße Umgestaltung der Rechtsverhältnisse ermöglicht und begünstigt wurde. Zum Zeugnis für letzteres mag auf die Zehntablösung hingewiesen werden. Sie erfolgte in Pflugfelden im Jahr 1852. Der Reinertrag des großen und kleinen Zehnten wurde zu jährlich 1754 fl 11 kr 2 hlr berechnet und abgelöst mit der Summe von 28067 fl 1 kr, wovon jährlich auf 25 Jahre 1796 fl 38 kr abzuzahlen waren. Der früher vom Pfarrer bezogene Kleinzehnte war schon 1809 von der Verwaltung in Markgröningen an sich gezogen worden. Doch waren durch K. Reskript von 1807 (siehe Regierungsblatt von 1807) die Einkünfte dieser Verwaltung aus Pflugfelden, nebst denen anderer Orte im Bezirk, dem Hofkammeramt Stammheim zugeweiht worden, das den Bezug dieser Einkünfte später, in den 40iger Jahren an die Gemeinde verpachtet, die z. B. im Jahre 1848/49 entrichtete für den Großzehnten 1343 fl 9 kr und für den Kleinzehnten 304 fl 5 kr 3 hlr. Grundlasten waren durch die Gesetze von 1836 und 1848/49 abgelöst, bezw. aufgehoben. Die Gemeindeverwaltung bekommt in der Oberamtsbeschreibung von 1859 ein gutes Zeugnis; es heißt: „Einzelne Gemeinden, wie Kornwestheim, Möglingen, Pflugfelden etc. dürfen wohl zu den geordnetsten des Landes gezählt werden“; die Gebäude des Orts „verraten auf den ersten Blick eine gewisse Wohlhabigkeit der Einwohner, die man auch bei näherer Nachfrage wirklich fin-

det . . . Bei diesen günstigen Verhältnissen (Grundbesitz und Verdienst in der Stadt), verbunden mit Sparsamkeit und großem Fleiß der im allgemeinen geordneten und religiös gesinnten Einwohner hat sich in Pflugfelden eine solche Wohlhabenheit erhalten, daß seit dem Jahr 1826 kein Gantverfahren [solche waren am Anfang des vorigen Jahrhunderts in andern Orten des Landes recht häufig] im Ort eingeleitet werden durfte und daß nur eine Person Unterstützung von Seiten der Gemeinde erhält“. Die Zahl der Einwohner, die jetzt auf rund 600 angewachsen ist, betrug 1859 nur erst 326. „Die altübliche Tracht der Dorfbewohner (im Bezirk) weicht allmählig, jedoch langsam der städtischen Mode; einzelne, namentlich wohlhabende Bauernorte, wie Kornwestheim, Möglingen, Pflugfelden, Stammheim und Thamm, sind der solideren Tracht ihrer Väter treu geblieben; hier triffst man noch allgemein den Dreispiz, den blauen oder grauen Tuchrock, den Sommer über nicht selten den sog. Zwilchfittel, das mit Knöpfen besetzte Brusttuch entweder von scharlachrotem Tuch oder von dunklem (schwarz und braun) Manchester, gelbe und schwarze Lederhosen . . . Bei dem weiblichen Geschlecht weicht die anständige Tracht der Mutter weit schneller, und der vielgefärbte Wislingrock, wie der aus eigenem Gespinnst gewobene Barchet-Anzug, wird immer mehr von den leichteren oder bunten Zeuglekleidern verdrängt. Übrigens trifft man immer noch in guten Bauernorten den alten Anzug, und das so gut kleidende deutsche Häubchen ist noch ziemlich allgemein.“

1811 hatte die Seelenzahl noch erst 257 betragen. Man klagte noch über den Schaden, der durch das Wild (die Markung gehört zum Königl. Leibhege) und durch Manöver des Militärs auf den Feldern angerichtet wurde; doch heißt es 1816, die Bevölkerung sei nicht mehr so mutlos und hoffnungslos und zeige auch ernstere Haltung und Sinn für Häuslichkeit und Eingezogenheit. Dagegen wird 1822 eine „Verschlimmerung des Vermögenszustandes aus allgemein bekannten Gründen“ (Steuerung) bezeugt; die Seelenzahl ist 1817 auf 233 zurückgegangen. Die kirchlichen Ordnungen wurden in bisheriger Weise aufrecht erhalten. Auf die wirtschaftlich ungünstigen Verhältnisse sind auch die Auswanderungen zurückzuführen, die stattgefunden haben am Anfang des Jahrhunderts (Joh. W ü r t h und Joh. Fr. Sch ä f e r nach Amerika 1806); 1830 Gottlieb G ö s s e l e nach Polen, Joh. Mich. Sch ä f e r und Joh. Georg W ü r t h wohl nach Amerika; 1826 war eine behördliche Anfrage gekommen, ob jemand nach Brasilien auswandern möchte; 1840



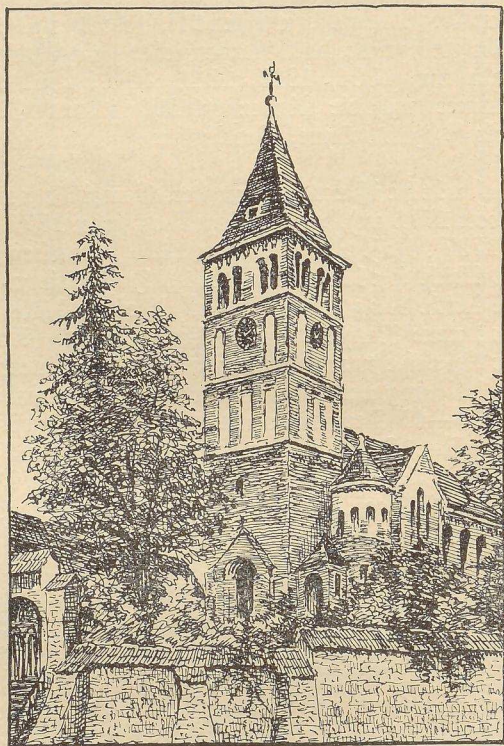
Ausgrabungen aus dem Fürstehügel
Nach Paret: Urgeschichte Württembergs

Gottl. Fr. Steudle nach Rußland; 1845 Gottlob Benninger nach Amerika. Später zogen ebendahin Fr. Gottlob Noz und Wilhelm Gottl. Heller. Zu höherer Stellung in Amerika hat es Dr. Fr. Wilh. Aug. Noz gebracht, der als Professor der Theologie an der Universität in Watertown wirkte. Kürzlich brachte die Zeitung die Nachricht, daß ein Noz, vermutlich ein Sohn des eben genannten, Direktor einer Diplomatenchule drüben geworden ist. Die gesundheitlichen Verhältnisse waren noch nicht befriedigend; das Nervenfieber ging wiederholt in der Gemeinde um (1804, 1819, 1841, 1846, 1861); besonders stark war immer noch die Kindersterblichkeit durch Gichter, Mäfern, Scharlach, Halsbräune, Brechruhr.

Als Schultheißen standen der Gemeinde vor: Johann Döbler (von 1771 an), Joh. Mich. Noz (von 1777), Joh. Ge. Noz (von 1797), Joh. Köhle (von 1803), Gottlieb Noz (von 1818), Joh. Mich. Heller (von 1851), Joh. Friedr. Noz (von 1867), Joh. Mich. Noz (von 1883 an), Joh. Köhle (von 1895—1903). Das neue Rathaus wurde 1851 erbaut. An der Ausstattung der Kirche wurde immer wieder gearbeitet; sie wurde 1832 durch Stiftung des Pfarrers und der Gemeinde erweitert für weitere 30—40 Personen; neue Abendmahlsgesäße werden 1836 angeschafft. 1843 wird der Kirchhof, der bis dahin um die Kirche her war, außerhalb des Orts verlegt. 1870 wird eine neue Orgel von 7 Registern aufgestellt von Link in Gingen um 900 fl, 1877 eine neue Uhr um 1100 Mark. 1885 wird die Kirche heizbar gemacht, 1897 die zersprungene große Glocke umgegossen. Im Jahr 1848, in dem neben den hoch gespannten patriotischen Hoffnungen und Bestrebungen von den Franzosen übernommene Revolutionslüsternheit erwacht war, erfolgte in Pflugfelden wie in den umliegenden Orten eine Störung des kirchlichen Lebens durch die politische und religiöse Agitation des Chr. Hoffmann auf dem Salon, die aber, nachdem dieser offen sektiererische Wege eingeschlagen hatte, wieder behoben wurde. Die selbständige Verfassung der Kirchengemeinde, zu der mit Einführung des „Pfarrgemeinderats“ 1858 ein Anfang gemacht war, wurde vollzogen durch Einsetzung eines Kirchengemeinderats und Ausscheidung des Kirchenvermögens (2982 Mark) im Jahr 1892. Als Pfarrer wirkten M. Wilh. Fr. Sigel (seit 1796), M. Heinrich Ernst Reinhardt (seit 1809), dann der durch seine 35-jährige erfolgreiche Wirksamkeit noch in guter Erinnerung stehende Joseph Mayer (seit 1832), Albert Liebermeister (seit 1868), Christ. Fr. Weigle (seit 1875), Jak. Fr. Lörcher (seit

1884), Sam. L a h e r, der sich um die Erbauung der neuen Kirche verdient gemacht hat, von 1893—1904.

Das Schulwesen nahm mit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts einen neuen Aufschwung; die Anregungen, die von Pestalozzi und anderen hervorragenden Schulmännern gegeben



Neue Kirche

Nach einer Federzeichnung von H. A. Dieterich

wurden, werden auch in Pflugfelden fruchtbar. Die Schulzeit ist wesentlich erhöht, Sommers täglich auf 4, Winters auf 5 Stunden. Mutwillige Schulversäumnisse sind sehr selten. Die Lehrgegenstände sind vermehrt und die Lehrmethoden verbessert; es wird nicht ohne Erfolg erstrebt ausdrucksvolles Lesen, schönes Schreiben, Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck,

Verständnis der Sprachregeln, Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Rechnen, es werden „Verstandsübungen“ angestellt, Kenntnisse in Naturlehre, Erdkunde, Naturgeschichte und Geschichte beigebracht, neben den religiösen Fächern (so schon 1822). Ein Schulfonds wird gegründet; er hat 1822 ein Vermögen von 88 fl. 1822 wird eine „Industrieschule“ eingerichtet für Mädchen, 1832 eine landwirtschaftliche Winterabendschule für die konfirmierten Buben. 1872 wurde das neue Schulhaus erbaut um 9800 Mark. 1891 richtete man für die noch nicht schulpflichtigen Kinder eine Kinderpflege oder Kinderschule ein und erstellte dafür 1894 ein eigenes Gebäude. Als Lehrer an der Volksschule wirkten Christoph Friedr. Dipper seit 1859, Joh. Ge. Roth seit 1871, Joh. Gottfr. Luz seit 1878, Joh. Ge. Heinrich seit 1888, Christian Gottfr. Jaufß seit 1897.

An der glänzenden Neugestaltung der deutschen Verhältnisse im Jahr 1870 hatten auch Pflugfelder aktiven Anteil genommen; es lebten hernach als Veteranen im Ort Christian Noz (später „Anwalt“), Joh. Benninger, Gottlob Keller, Karl Schäfer; sie sind nun alle dahingegangen.

Mit dem Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen Geschehnisse das gegenwärtige Geschlecht selbst erlebt hat, sehen wir die „Geschichte“ Pflugfeldens als abgeschlossen an und es soll nur noch hingewiesen werden auf die für die Gemeinde bedeutendsten Veränderungen am Anfang des Jahrhunderts. 1902—03 wurde die alte Kirche abgebrochen und eine neue Kirche mit 400 Sitzplätzen in romanischem Stil erbaut (von den Architekten Böcklin und Fehl), wobei von der alten Kirche nur der Unterstoc des alten Turms stehen blieb, durch Umkleidung aber ein ganz neues Ansehen erhielt. Während vorher der Turm auf der Ostseite der Kirche stand, im Unterstoc den Chor bildend, bildet er jetzt die Westseite und das Schiff schließt sich ihm östlich an. Der Bau kam auf 76 000 Mark zu stehen; größere Beiträge weltlicher und kirchlicher Stellen und besonders namhafte Stiftungen, auch freiwillige Leistungen ermöglichten die Ausführung. Eine dritte größere Glocke erhielt aus Dankbarkeit den Namen „Frankglocke“; die Orgel wurde um 5 Register von Walcker vergrößert. Den 3. Mai 1903 wurde die Kirche feierlich eingeweiht und bald darauf von König Wilhelm und seiner Familie besichtigt, worüber Urkunden in der Kirche aufbewahrt sind. — Nach dem Weltkrieg wurde in der Kirche eine Tafel angebracht als Zeichen schmerzlichen, aber auch dankbaren und erhebenden Gedankens an die Gefallenen. Sie trägt die Inschrift:

„Zum Andenken an die im Weltkrieg gefallenen Söhne der Gemeinde Pflugfelden.

G e f a l l e n :

Immanuel Gotthilf Deeg	† 9. Okt. 1914	Karl Paul Hönes	† 22. Aug. 1916
Friedrich Gottlob Rapp	† 6. Nov. 1914	Hermann Rudolf Reser	† 1. Sept. 1916
Gustav Adolf Würth	† 7. Dez. 1914	Paul Schanz	† 25. Febr. 1917
Christian Wilhelm Schäfer	† 17. Dez. 1914	Johann Wilhelm Schaffroth	† 25. April 1917
Karl Friedrich Heller	† 30. Juni 1916	Hugo Paul Köhle	† 3. Juni 1917
Eugen Wilhelm Noz	† 21. Juni 1916	Ernst Dppenländer	† 6. Juni 1917
Gustav Otto Schlotterbeck	† 8. Juli 1916	Friedrich Noz	† 14. April 1918
Eugen Michelfelder	† 18. Aug. 1916	Karl Gottlob Döbler	† 9. Aug. 1918

B e r m i ß t :

Robert Gottlob Schäfer	26. Aug. 1914	Julius Hasenauer	23. Aug. 1916
Paul Emil Schäfer	18. Dez. 1914	Adolf Otto Köhle	9. Sept. 1914
Emil Otto Blickle	26. Okt. 1914	Arthur Fauf	15. Dez. 1917
Hermann Köhle	28. April 1917		

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.
Offenb. Joh. 2, 10.



Im Jahr 1903 erfolgte die entscheidendste Veränderung für das Gemeindeleben, indem durch Vertrag vom 10.—12. März 1903 zwischen den bürgerlichen Kollegien von Ludwigsburg und Pflugfelden letzteres in die Stadt eingemeindet wurde. Die kirchliche Verfassung der Gemeinde blieb zunächst unberührt, aber im Jahr 1916 wurde auch die kirchliche Eingemeindung vollzogen. Möge nun dem Ort und seinen Bewohnern auch als Glied eines größeren Gemeinwesens eine weitere glückliche und segensreiche Entwicklung beschieden sein. —



Generalmajor Eduard von Kallee
1865.



Leutnant Eduard Kallee
Selbstporträt 1841.

Monrepos.

Von † Eduard Kallee, Kgl. Württ. Generalmajor a. D.

Vorbemerkung.

Im Jahre 1920 habe ich eine Reihe Aufsätze in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg veröffentlicht und sie sofort nachher in Buchform im Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart herausgegeben:

„Aus der politischen Wiedermaierzeit, Erinnerungen und Erlebnisse des Generals Eduard Kallee im württembergischen Generalstab, im Kriegsministerium, im diplomatischen Dienst und am Hof König Wilhelms I. von Württemberg, sowie an auswärtigen Höfen.“

Diesen Veröffentlichungen lasse ich heute die folgende Schilderung des Lustschlosses Monrepos und der dazu gehörigen Kunstwerke folgen. Unter den Papieren meines Vaters findet sich ein für die Familie besonders kostbarer Schatz, nämlich ein geschriebenes Buch in Folioformat, illustriert mit 80 Aquarellen, Bleistift- und Federzeichnungen. Dieses Buch enthält (in drei Abschnitten: „Freudental“, „Monrepos“ und „Favorite“) früheste Jugenderinnerungen meines Vaters aus den Jahren 1825 bis 1845, niedergeschrieben 1876. Leider haben sich die Mittel nicht gefunden, einige der schönsten Zeichnungen und Aquarelle hier farbig wiederzugeben, wie ich gewünscht hätte.

Aber ein Stück des Textes soll wenigstens das Licht der Welt erblicken in den „Ludwigsburger Geschichtsblätter n.“ Das entspricht nicht bloß dem Wunsch des hochverdienten, verehrten Gründers und Herausgebers dieser Geschichtsblätter, des Herrn Professor Belschner, dessen Bemühungen Ludwigsburg mehr als einen hervorragenden Aufsatz verdankt, den er in diesem Werk veröffentlicht hat und der ohne ihn nie das Tageslicht gesehen hätte. Es liegt auch in der Natur der Sache.

Dennoch mein Vater war ein Ludwigsburger. Als Sohn des Königl. Hofgärtners Eduard Kallee und seiner Gattin Eleonore, geb. Schöpfler, ist er im Hofgärtnerhaus (in den Anlagen beim Schüsselsee) geboren am 26. Februar 1818. Und er hat seine ganze Jugendzeit in Ludwigsburg verlebt, hat dort zuerst im Lyceum, dann in der Kriegsschule als Guide sich für den Offiziersberuf ausgebildet und verdankt die Grundlagen seiner umfassenden, vielseitigen Bildung diesen Anstalten. Während seiner Dienstzeit als Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann im Generalstab und Lehrer (der Mathematik, der Kriegsgeschichte, der Strategie, der Taktik, der Waffenlehre) an der Kriegsschule hatte er seinen Wohnsitz in Ludwigsburg. Auch seine Frau Malwine, geb. Majer, Tochter des Obersten a. D. und Oberpostmeisters Christian v. Majer, hat er in Ludwigsburg gefunden. Von seinen 70 Lebensjahren — er starb in Stuttgart am 15. Juni 1888 — hat er den größeren Teil, 38 Jahre, in Ludwigsburg zugebracht. Die übrige Zeit wohnte er in Stuttgart, Karlsruhe i. B., Paris, Frankfurt a. M. und Tübingen, hievon 23 Jahre in Stuttgart. Von seinem Leben nur kurze Data!

Eduard Kallee trat am 2. Februar 1834, noch nicht ganz 16 Jahre alt, in die Guidenabteilung des Generalquartiermeisterstabs ein, wurde am 6. Juli 1839 Unterleutnant im 2. Infanterieregiment und zum Generalstab

kommandiert. Am 27. September 1840 (am Geburtstag des Königs Wilhelm I.) dauernd in den Generalquartiermeisterstab versetzt, wurde er am 20. Juli 1841 Adjutant des Generalstabschefs (General v. Bange), am 4. April 1843 Oberleutnant, und am 10. April 1848 Hauptmann im Generalstab. Am Königs Geburtstag 1855 wurde er zum Major befördert und ins Kriegsministerium kommandiert. Wieder auf Königs Geburtstag 1856 erfolgte seine Ernennung zum Adjutanten des Kriegsministers und zugleich zum Kanzleidirektor und zum Sekretär des Militärverdienstordens. Adjutant des Kriegsministers (v. Miller) blieb er 10 Jahre; er rückte in dieser Stellung am 12. April 1858 zum Oberstleutnant und am 11. Juni 1860 zum Oberst vor. Am 24. Juni 1864 starb König Wilhelm I. Am 6. April 1865 wurde Oberst Kallee zum Chef des Generalstabs ernannt; zugleich war er bis zum Frühjahr 1866 Bundes- und Militärbevollmächtigter in Frankfurt a. M. Als Generalstabschef am 16. April 1866 zum Generalmajor befördert, machte er im Sommer 1866 den Feldzug gegen Preußen, die Schlacht bei Tauberbischofsheim und das Gefecht bei Gerchsheim mit. Am 13. April 1868 wurde er zum Kommandanten der 3. Infanteriebrigade und zum Gouverneur von Ludwigsburg ernannt. Dieses Kommando führte er nur einige Wochen; am 15. Juli 1869 erhielt er seinen Abschied, erst 51 Jahre alt.

Die obigen trockenen Zahlen reden von einer glänzenden militärischen Laufbahn, die vor der Zeit plötzlich abbricht. Ein Offizier, der als 23-jähriger Leutnant Adjutant des Generalstabschefs wird, als Oberleutnant den Kronorden und damit den Personenadel erhält, in Friedenszeiten mit 42 Jahren zum Obersten vorrückt in einem Alter, in welchem seine Kursgenossen noch Hauptleute waren — das ist eine ungewöhnliche Erscheinung. Diese Tatsachen hatten ihren Grund in dem ganz besonderen Vertrauen, das König Wilhelm I. in diesen Mann setzte. Der König war ein Menschenkenner; er erkannte frühzeitig die hervorragenden Eigenschaften seines Dieners und schätzte seine Urteilskraft, seine Vielseitigkeit, seine umfassenden, gründlichen Kenntnisse und seinen lautereren Charakter. Der Offizier aber war seinem königlichen Herrn in tiefster, herzlichster Zuneigung und Dankbarkeit treu ergeben und schätzte seinerseits seines Königs gutes Herz, klaren Verstand, reiche Lebenserfahrung, außerordentliche Kenntnis der Menschen und der Dinge in allen Ländern Europas, seine edle Einfachheit, seine vornehme Gesinnung und seine militärischen und Regententugenden ungemein hoch.

Auch König Karl, der 1864 die Regierung übernahm, war dem bewährten Diener seines Vaters wohlgesinnt; er ließ durch ihn seine Thronbesteigung dem Kaiser Franz Josef in Wien anzeigen, er übertrug ihm die Einführung einer Reorganisation und einer neuen Uniformierung des württembergischen Militärs und glaubte ihn mit der Ernennung zum Bundes-Militärbevollmächtigten in Frankfurt seinen besonderen Fähigkeiten gemäß zu verwenden. Allein der Oberst erblickte in dieser Ernennung nur einen Versuch seiner Gegner, ihn aus der Nähe des Monarchen zu entfernen und legte dem König, der ihn anlässlich eines Besuchs am Hof nach seinen Wünschen fragte, nahe, ihm den Generalstab zu geben. Dies geschah. Da kam der Feldzug gegen Preußen. Der Generalstabschef, der einst zum preussischen Generalstab kommandiert gewesen war und die Überlegenheit des preussischen Heeres genau kannte, riet dem König aufs dringendste ab, sich an diesem aussichtslosen Feldzug zu beteiligen. Er erhielt die Antwort: „Kallee, Sie mögen recht haben. Aber ich kann nicht mehr zurück; ich habe es dem Barnbüler versprochen und ohne den kann ich nicht regieren.“ Während des Feldzugs wurden in Württemberg alle Mißerfolge der Führung zugeschrieben und der König hörte auf solche Stimmen. Nach der Heimkehr fand der Generalstabschef das Ohr des Königs nicht mehr; er fühlte, daß in dem Herzen Königs Karls Mißtrauen

und Abneigung eingezogen war. Dies noch mehr, als die politischen Ereignisse, veranlaßte den General, sich verabschieden zu lassen. Er widmete sich dann bis zu seinem Lebensende — noch 20 Jahre! — künstlerischen und wissenschaftlichen Studien, übernahm 1870/71 die kriegswissenschaftliche Mitarbeit an den Hallbergerischen illustrierten Zeitschriften „Über Land und Meer“ und „Vom Kriegsschauplay“ und beteiligte sich eifrig durch Wort und Stift, Spaten und Schrift an der Erforschung der Spuren der Römerzeit in Süddeutschland. Sein letztes Werk war die Schrift über den Limes transrhenanus: „Das Kriegstheater der Römer in Rätien und Südgermanien — eine strategische Studie.“ Dieses klassische Werk, das der nachher so lebhaft einsetzenden Limesforschung die Bahn brach und den Boden bereitete, hat den Namen des Generals weiteren Kreisen bekannt gemacht und ihn auf immer mit der Geschichtsforschung unseres Landes und der Römerzeit verbunden.

Feuerbach, 6. Dez. 1925.

Richard Klee,
Stadtpfarrer a. D.

An Monrepos fesselte mich ein anderes Interesse als an Freudental. Zwar habe ich auch angenehme Jugenderinnerungen von da, aber sie spielen doch nur eine untergeordnete Rolle. Im untern Park stand der Dianenbau, mit welchem eine Försterwohnung vereinigt war. Hofsjäger Kettich hauste hier und hütete zugleich den kleinen Schwarzwildpark, der besonders abgegrenzt einen Teil des großen Wildparks bildete. Ich begleitete meinen Vater öfters zu Kettich, durfte dann die wilden Schweine bei der Fütterung sehen und war wohl auch dabei, wenn welche geschossen wurden. Auch bezog ich junge Eichhörnchen von da, d. h. ich holte sie selbst aus den Nestern in den Eichen heraus, wenn mir der alte Parkwächter, der die Nester auskundschaftete, die Alten zuvor daraus vertrieben hatte. Einmal sprang mir dabei ein altes Eichhorn auf den Kopf, eben als ich im Begriffe war, das Junge aus dem Nest herauszu ziehen. Ich hing hoch oben am Baum, ließ aber meine Beute nicht fahren, rutschte herunter und schüttelte das alte Eichhorn ab, das sich in meine lockigen Haaren festgekrallt hatte und mich tüchtig zerzauste. Der alte Jäger lachte unmäßig, während es mir gar nicht lächerig zu Mute war. Der damalige Kastellan von Monrepos hieß Hopfenstock; ein lustiger Kauz, der seiner Heiterkeit und witzigen Einfälle wegen allgemein bekannt und beliebt war. Schade, daß er die Leichenrede nicht hören konnte, die der Schulmeister von Eglosheim an seinem Grabe hielt. Sie hätte ihm jedenfalls viel Spaß gemacht. Der Arme starb am Hundskrampf infolge einer starken Verletzung des Daumens durch einen Schuß. Bei einem Tauben- oder Fische-schießen bei der Kleiningersheimer Mühle — in jener Zeit zugleich ein beliebtes

Gasthaus — war ihm der Lauf des eigenen Gewehrs gesprungen und hatte den halben Daumen mitgenommen. Der Schulmeister Eichert von Eglosheim, wohin die Insassen von Monrepos eingepfarrt sind, sprach die sogenannte Abdankung am Grabe — die Leichenrede wurde vom Pfarrer in der Kirche gehalten. Eichert begann folgendermaßen: „Höchst leidtragender und betrübter Umstand! (Damit waren die Umstehenden gemeint). Es ist keine Haselnuß und auch keine welsche Nuß, aber es ist auch keine Kokosnuß und auch keine Muskatnuß, sondern ein höchst trauriges Ereignuß, herfürgebracht durch einen Flintenschuß, das uns an diesem Grabe versammelt“ usw. Diese Trauerrede hat wie billig alsbald den Weg in die Anekdotenbücher gefunden, und bei denen, die sie gehört haben, das Andenken an Hopfenstock jedenfalls frisch erhalten.

Von meiner Knabenzeit bis heute, wie viele Stunden, wie manchen Sonntagvormittag, wieviele Nachmittage und Abende habe ich in Monrepos oder den ihm zugehörigen Parks zugebracht! Das Schlößchen und seine Umgebung war wie dazu gemacht, meine Lust am Zeichnen immer rege zu erhalten. Da zogen mich nicht allein die vielen herrlichen Bäume an; es reizte mich auch die schöne Architektur, die vielen Skulpturen, die sein Äußeres und Inneres zierten, sowie die kleine Galerie von Gemälden, die es enthielt. Ich stellte mich mit den Verwaltern des Guts und den Kastellänen stets auf guten Fuß, um ungeniert außen oder im Innern, auf den Inseln oder im Park zeichnen zu dürfen. So sammelten sich im Lauf der Jahre viele Zeichnungen, die ich einem Buch einverleibte, und ich gelangte in den Besitz aller Traditionen, die in Monrepos fortlebten. Sie sind freilich nicht eben bedeutend, da das Schlößchen noch keine 100 Jahre steht und verhältnismäßig wenig benützt und bewohnt war. Das was mir bemerkenswert schien, habe ich zu einem kleinen Manuskript vereinigt, von welchem ein Auszug in „Ueber Land und Meer“ erschienen ist.

Wenn man vis-a-vis der Landseite des Schlosses durch die Seitenallee bis zur Umzäunung geht, stößt man auf einen schattig und kühl zwischen Bäumen versteckten kleinen Brunnen mit fließendem Wasser, an dem ich oft den Durst gelöscht. Daneben befand sich früher die Eisgrube. Auf einem künstlichen Felsen, aus dessen Spalten ein Delfin herauszukommen scheint, steht eine Diana, die nicht fehlen durfte, da Monrepos als Jagdschloß gedacht war. Sie ist in vorschreitender Stellung und gut bewegt, wenn die Arbeit auch roh ist. Ich habe später die Figur einmal größer gezeichnet, weil ich den Dianaenbrunnen, wie

man ihn hieß, den Randzeichnungen zu dem Bild für „über Land und Meer“ einverleiben wollte.

Unter den Zeichnungen findet sich die große Bleistiftzeichnung einer Eiche, aufgenommen 1. September 1838.

Diese Eiche steht hinter dem Favoriteschlößchen. Ich zeichnete sie, auf einem Markstein sitzend, und war eben fertig, als hinter mir zwei junge Maler erschienen und mir ins Buch sahen. Es war Peters und sein nachheriger Schwager Hubert Mali, deren Bekanntschaft ich nun machte. Peters sagte, das Blatt ansiehend: „Das ist gut, aber warum nehmen Sie nicht den Pinsel, da ersparen Sie viel Zeit und kommen schneller vorwärts.“ Sie hatten in Hoheneck, wo Malis Mutter wohnte, ein höchst bescheidenes Atelier eingerichtet, in dem ich sie gleich den andern Tag besuchte. Mali kopierte in der damaligen Galerie des Ludwigsburger Schlosses einige Bilder; wir hatten kleine Ateliers im Festinsaal, wo ich bereits angefangen hatte, in Aquarell und Guasch Kopien zu machen. Mali ein Schüler von Kockock, gab mir nun Anleitung in Del zu malen. Ich kopierte unter seinen Augen einige kleine Landschaftchen von Schütz und Ferdinand Kobell. Er war ein braver Mensch von, wie ich glaube, größerem Talent als Peters und wäre zweifelsohne ein bedeutender Landschaftsmaler geworden. Aber es kam anders. Er ging im folgenden Jahre mit Peters wieder nach Holland und erkrankte auf der Rückreise zu seiner Mutter im Rhein bei Andernach beim Baden. Auf Ausflügen, die wir zusammen machten, suchte ich von Mali und Peters für meine Kunstbestrebungen möglichst zu profitieren. Ich nahm nun auch Farben mit und malte u. a. ein Bildchen des sogenannten Boudoirschlößchens im untern Park. Dies Gebäude, an einem kleinen Teich gelegen, existiert seit langem nicht mehr. Es diente einst dem König Friedrich als Frühstückslokal, wenn er auf der Jagd im Park war und ich hörte manches davon erzählen. Der König schoß die Hirsche gern, wenn sie durch den See schwammen, die Jäger mußten sie also hineintreiben. Die Leute behaupteten, der Teich sei von unergründlicher Tiefe, man habe Hirsche, die darin versanken, nicht mehr auffinden können und dergleichen. Als nach Niederlegung des schönen Parks der Weiher allmählich austrocknete, konnte man sich von der Grundlosigkeit dieses Gerüdes überzeugen, indessen ist richtig, daß, da der Grund vollkommen trichterförmig gebildet war, in der Mitte eine Tiefe von 40 bis 50 Fuß vorhanden war.

Der Dianenbau, nur etwa eine halbe Viertelstunde nördlich vom Boudoirschlößchen, ganz in der Nähe des ehemaligen

Schwarzwildparks gelegen, hatte einst den englischen Garten in Hohenheim geziert und war mit andern Gebäuden hieher veretzt worden. Er bestand aus einem einzigen, großen, hübschen mit Jagdenblemen verzierten Saal, der manchmal zu größeren Jagd-Festivitäten benützt wurde. Unmittelbar dahinter befand sich die Wohnung des Hofjägers Kettich, die aber schon zu Anfang der dreißiger Jahre verlassen war. Der Dianenbau blieb noch lange als einsames Denkmal am Waldrand stehen, bekam nach und nach, da für seine Unterhaltung nichts getan wurde, eine ziemlich ruinenartige Physiognomie und wurde zu Ende der sechziger Jahre auf den Abbruch verkauft. Wo der schöne Eichenpark mit seinen Herrlichkeiten gestanden, ist nun weites Ackerfeld geworden. Die Eichen verwandelten sich in Eisenbahnschwellen und sollen nach den Angaben des Verwalters von Monrepos, der sie verkaufte, dem König Wilhelm eine namhafte Summe, per Morgen 900 Gulden, abgeworfen haben. Ich sah damals wehmütigen Blicks dem Fällen der schönen Bäume zu, von denen mancher mein persönlicher Freund gewesen war; ein Bauer von Heutingenheim, zu dessen Markung ein großer Teil des Parks gehört hatte, meinte: „Wenn der König uns den Park gelassen hätte, hätte unser Ort jetzt ein schönes Stück Geld eingesackt; aber freilich,“ setzte er hinzu, „dann hätten wir ihn erst nicht umhauen dürfen!“

Der See von Monrepos in seiner heutigen Gestalt ist eine Schöpfung König Friedrichs. Es waren ursprünglich drei Weiher, die zu dem See vereinigt wurden. Der alte Seeadmiral Barth wußte viel davon zu erzählen, namentlich von der großen Ungeduld des Königs, dem die Arbeiten nicht rasch genug vorwärts gingen. Einmal sei er über das langsame Fortschreiten so erzürnt gewesen, daß er den Obrist Bartruff, dem die Leitung der Arbeit übertragen war, folgendermaßen apostrophierte: „Sieht Er den Asperg dort? Da setz' ich Ihn hinauf bis Er schwarz wird, wenn der See nicht in vier Wochen fertig ist!“ Nun wurde Tag und Nacht gearbeitet; Fackelbeleuchtung reichte nicht aus; man unterhielt daher die ganze Nacht riesige Feuer, um den Platz zu erhellen. Die meiste Arbeit machte das Pilotieren. Um das erforderliche Fundament für die auf der Insel zu erbauende Kapelle zu erhalten, mußte eine Anzahl Pfähle eingerammt werden. Das hatten die „Gallioten“ (Militär- und andere Sträflinge) zu besorgen. Um sie anzuspornen, wurde für jeden eingeschlagenen Pfahl eine Prämie gezahlt. Bei der Nacht nun, wo die Aufsicht, wie es scheint, nicht die strengste war, sägten die Schlingel die Pfähle entzwei und waren dann

in der halben Zeit fertig. Als der Betrug an den Tag kam, wurden die armen Teufel furchtbar geprügelt und verloren ihre Prämien. Aber der See wurde fertig und Bartruff entging dem Asperg. *)

Die hübsche gotische Kapelle war von Hohenheim hieher veretzt worden. Unter dem künstlichen Felsen auf dem sie steht, befand sich das Behmgericht. Allerhand schauerliche Embleme waren angebracht. Auf dem Tisch, um den die Richter in weißen Mänteln saßen, stand ein Kreuzifix, vor ihm ein Totenschädel. Der Ankläger stand in redender Stellung vor den Richtern. Die Mäntel fraßen nach und nach die Motten, der Rest wurde in den dreißiger Jahren weggeschafft. Amüsanter als die Behmrichter war der *Eremit*. Seine Hütte stand am nördlichen Ende unter einem Felsvorsprung. Wenn die Türe geöffnet wurde, drehte er den Kopf nach dem Eingang, erhob den Arm und schob die Brille auf die Stirne. Er war in sitzender Stellung und gut modelliert. Der Mechanismus pikierte uns Knaben und wir ruhten nicht, bis wir ihn los hatten; er war höchst simpel. Am südlichen Ende der Kapelleninsel stand ein *Bildstock*. Er enthielt eine *Madonna col bambino* in Erzguß. Das Werk stammte aus einem aufgehobenen Kloster und ist nicht ohne Kunstgehalt. Jemand ein katholischer Geistlicher der Umgegend mußte ihm auch eine wunderwirkende Heilkraft zugeschrieben haben. Ich war nämlich öfters allein auf den Inseln, ohne daß dies der Admiral wußte, weil ich aus Vergünstigung des mir wohlgeneigten Verwalters *Fritz* dessen leichten Rahn benützen durfte, der in der Nähe seiner Wohnung seine Landstätte hatte. Einmal saß ich nun in der Nähe jenes Bildstocks still im Gebüsch, als zwei junge Mädchen sich näherten, deren eine vor dem Muttergottesbild niederkniete und

*) Sein Sohn Ferdinand Bartruff machte 11 Feldzüge mit und gelangte in der Württ. Armee zu noch höheren Ehrenstellen. Er war langjähriger Artilleriekommandant, sowie Gouverneur von Ludwigsburg und starb als Generalleutnant 1856. Bei seinem Leichenbegängnis stand fast die ganze Garnison Ludwigsburg in der Trauerparade: 3 Bataillone Infanterie, 2 Reiterregimenter und eine Batterie zu 6 Geschützen. Lange war er auch Arsenaldirektor. Er wohnte bis zu seinem Tode in der „alten Post“. Das ist das heute noch stehende Anwesen in der nordöstlichen Ecke des Arsenalplatzes in der Poststraße (jetzt Wilhelmstr. 17). Es wurde 1855 mit dem großen Postgarten dahinter von der Militärverwaltung angekauft, nach Bartruffs Tod zur Kaserne eingerichtet und der Arsenalkompagnie zugewiesen (1857). Auch General Bartruffs Sohn trat in die Fußstapfen des Vaters, trat bei der Artillerie als Offizier ein, blieb stets bei dieser Waffe und starb in hohem Alter 1903 als Generalleutnant. Er war, wie sein Vater, in Ludwigsburg allgemein beliebt und hoch angesehen — siehe den interessanten Aufsatz von Major *Wegel*, das *R. W. Arsenal in Ludwigsburg*, *Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg* 1903, Nr. 5 und 6. — Richard Kallee.

lange andächtig betete, während die andere an einer zur Seite stehenden Fichte stehen blieb und die Hände gefaltet hielt. Diese Situation kam mir malerisch vor und ich suchte sie zu zeichnen, aber ich kam nicht damit zustande. Indessen ist eine Skizze davon vorhanden. Vom Admiral erfuhr ich nachher, daß es öfters vorkomme, daß Mädchen da drüben beten; er lasse sie alle mal ein paar Stunden drüben, weil ihm die Veterei zu langweilig sei. Ich fand auch später das Marienbild noch öfters mit Blumen bekränzt.

Mein Lieblingsaufenthalt war aber nicht die Kapelleninsel, sondern die von den Fremden fast nie besuchten kleineren Inseln, die unter sich durch leichte Holzbrücken verbunden waren. Auf der größeren von diesen stand der gleichfalls von Hohenheim hieher versetzte *Mortempe*, eine Rotunde mit jonischen Säulen und Gebälk, in deren Mitte auf hübsch profiliertem Postament die Imitation eines Cupido stand. Der Tempel stak dicht im Gebüsch und da er solid eingedeckt war, bildete er für mich auch einen Zufluchtsort bei eintretendem Regen; ich habe manche, manche Stunde dort zugebracht. Diese Insel war auch am stärksten von Singvögeln bevölkert, weil sie hier am ungestörtesten waren. Den Cupido, der mir nach meinem damaligen Urtheil sehr gut gemacht schien, wollte ich groß und recht solid zeichnen, schob die Sache aber immer hinaus und als ich einmal hiesfür ausgerüstet wiederkam, war er verschwunden; ich weiß nicht mehr, wo er hingebracht wurde. Die Zeichnung des Tempels, die ich angefertigt habe, wie er auf der Insel stand, ist wohl die einzige, die existiert; ich wenigstens habe nie eine davon gesehen. Aus Anhänglichkeit an die Insel habe ich später eine farbige Skizze bei Morgenbeleuchtung versucht. Für die Unterhaltung des Cupidotempels geschah, nachdem die Statue fortgenommen war, gar nichts mehr; er wurde nach und nach zur Ruine und es ist längst die letzte Spur davon verschwunden.

Einen stärkeren Zuspruch als das Madonnenbild auf der Kapelleninsel hatte der Schäfer von *Monrepos*, der als Wunderdoktor einen großen Ruf hatte. An Sonn- und Feiertagen war seine Wohnung in der Meierei oft völlig belagert. Auf 20 und mehr Stunden Entfernung kamen Landleute beiderlei Geschlechts herbei, um Befreiung von ihren „Leidenschaften“ zu erlangen. Er kurierte alles theils mit Sympathie, theils mit reellen Mitteln, dabei war er auch um deswillen beliebt, weil er so wohlfeil kurierte. Armen Leuten nahm er gar nichts oder nur

einen Groschen ab für Rat und Medicin. Über 12 Kreuzer soll er nie gefordert haben. Und doch soll er manchen Sonntag bis zu 50 Gulden eingenommen haben. Er wurde wegen Medikastrierens mehrmals bestraft, aber der Zulauf wurde darum nicht geringer, Öfters, wenn ich ihm mit seiner Herde begegnete, unterhielt ich mich mit ihm; er war ein gescheiter Kerl und verstand sich sehr gut außs Wetter. Für seine Schafe war er außerordentlich besorgt und erfahren in ihrer Behandlung, weshalb man ihn in Monrepos von Seiten der Verwaltung hochschätzte. Auf das übrige niedere Dienstpersonal und Gesinde übte er einen großen und wohlthätigen Einfluß als Friedensstifter bei Streitigkeiten aus, er war sanftmütig und von einer Art apostolischen Charakters. Auch Personen aus den höheren Ständen wendeten sich zuweilen an ihn; aber einer Dame meiner Bekanntschaft bekam die verabreichte Medicin sehr übel. Gegen ein Magenübel hatte er ihr einen Kolben mit „Tee“, wie er fast alles benannte, gegeben, von dem sie vor Schlafengehen einige Löffel voll nehmen sollte. Sie bekam nun in der Nacht eine heftige Unterleibsentzündung; der Tee hatte sich bei der vorgenommenen Untersuchung als wesentlich aus Citronensäure bestehend erwiesen. Er betrieb seine Heilkunst lange Jahre, wurde aber nach und nach schwermütig und erhängte sich als alter Mann. Zufällig am gleichen Tage nach Monrepos kommend, ließ ich mir die näheren Umstände erzählen. Er hatte die Gewohnheit, wenn er in der Frühe zu seinen Schafen kam, niederzuknien und lange zu beten. Eines Morgens, es begann eben zu tagen, sahen ihn nun die Knechte der Meierei unter einem nur einige 100 Schritte von den Häusern entfernten Apfelbaum knien und beachteten ihn nicht weiter, bis sein Hund unruhig in die Ställe gelaufen kam und die Schafe sich verließen. Man sah nun nach ihm und fand ihn so erhängt, daß die Kniee den Boden noch berührten. Sich selbst hatte er also nicht anders zu kurieren vermocht. Die Leute aber hatten großes Bedauern mit ihm. —

Vom Blitz zerschlagene Eiche.

Ich war eines Tages mit meinem Skizzenbuch in Monrepos, als mir der Parkwächter erzählte, daß in der Nacht zuvor der Blitz eine nur ein paar 100 Schritte von seiner Wohnung entfernte Eiche getroffen und in einer Weise zersplittert habe, wie er es noch nie gesehen. Ich ging gleich hin und zeichnete die Geschichte möglichst pünktlich. Seither habe ich noch öfters vom Blitz getroffene Bäume gesehen, aber niemals wieder eine solch gründliche Zer-

splitterung. In jener Zeit gab ich dem Kronprinzen Karl Zeichenunterricht und erzählte ihm von dem Gesehenen; er ging mit seinem Gouverneur selbst auch hin, um die Sache zu sehen.

Mit diesem Blickschlag schließe ich diese Jugenderinnerungen ab und werde die folgenden Zeichnungen meines Bilderbuches von anderem Gesichtspunkte aus zu erläutern suchen.

Die in Monrepos gezeichneten Skizzen und Studien sind in der Art geordnet, daß zunächst die äußere Architektur des Schlosses berücksichtigt erscheint, dann die Skulpturen, die zur Ausstattung und Verzierung dieses Äußeren dienen. Hiervon sollen folgen die Skulpturen, die das Innere enthält und endlich die Bilder, die, für das Schloß komponiert, dessen innere Ausschmückung zur Anschauung bringen. Als Anhang sind noch Skizzen von Bildern beigefügt, die nur zufällig als Wanddekoration dahin gebracht worden sind. Danach:

I. Architektur des Lustschlosses.

Man sagt bekanntlich, um ein Gedicht zu machen, müsse man vor allem der Sprache mächtig sein, über den Ausdruck gebieten, die Regeln des Versbaus wohl inne haben und dergl., aber mit alledem mache man nur Reime und kein Gedicht, wenn nicht noch ein Etwas hinzukomme, das sich nicht mehr definieren lasse und das man schlechtweg mit dem Ausdruck „Geist“ bezeichne. Nur der Geist macht den Reim zum Gedicht: ein wirkliches Gedicht, so klein es sei, ist ein Kunstwerk und dieser Satz gilt nicht allein für das Gedicht, er gilt ebenso für die Werke der Tonkunst und der übrigen bildenden Künste, welcher Gattung sie auch angehören mögen. Nur ein Künstler kann ein Kunstwerk hervorbringen; ist der Architekt nicht Künstler, bringt er nur Machwerk hervor. Die Grenzlinie freilich ist nicht scharf gezogen und darum nicht immer leicht zu erkennen, aber vorhanden ist sie immer. Das bloße Machwerk gewährt stets einen gleichgültigen Anblick, wie dies zum Beispiel Goethe mit Zug und Recht vom Hohenheimer Schloß sagt; das Kunstwerk zieht den Geist an und beschäftigt ihn alsbald in mehr oder weniger anziehender Weise. Und so betrachtet gehört das Schloßchen Monrepos sicher zu den Kunstwerken. Schon die oberflächliche Betrachtung des Äußern läßt das fein ausgebildete Talent für die Raumberteilung erkennen, wie die maßvolle Anordnung der Ornamentik für den geläuterten Geschmack Zeugnis ablegt. Bei aller Einfachheit stößt der Blick nirgends auf eine langweilige Leere und ebensowenig wird er

durch eine Überladung gestört. Man fühlt leicht: der Künstler wollte nicht etwa den Eindruck der Pracht hervorbringen, aber anmutige Heiterkeit spricht sich überall aus; es ladet ein zu veredeltem Naturgenuß, zur Erholung und Erhebung des Gemüths. Mit diesem Grundgedanken vereinigen sich leicht die Beziehungen zur Jagd, zum Fischfang, zur Gärtnerei, die wir da und dort am Äußeren und Innern ausgesprochen finden.

Die Hauptfassade ist gegen den See gerichtet, aber auch die nach dem Land gekehrte Fassade ist nicht stiefmütterlich behandelt und es wurde ihr später noch eine weitere Ausschmückung zugedacht durch die beiden Löwen, welche unter König Friedrich am Aufgang postiert worden sind. Hiemit ist ein gewisses Element der Pracht hinzugekommen, das vom Baumeister ursprünglich nicht beabsichtigt war, vielmehr auf Rechnung des Charakters des Königs Friedrich zu setzen ist, der zur Prachtliebe geneigt war.

Vier tüchtige Künstler waren es, die zusammen gewirkt haben um das Schloßchen zu dem zu machen, was es geworden ist; Guépière der Baumeister, Lejeune der Bildhauer, und Guibal und Harper die Maler. Sie stellten das Schloß fertig bis zur inneren Ausstattung, dann ließ es Herzog Karl stehen, weil man ihm den Aufenthalt in dieser sumpfigen Gegend als ungefund verdächtig hatte. Ich glaube: mit Unrecht, denn die absolute Erhebung des Plateaus zwischen Neckar und Enz ist bedeutend genug, um eine perniciose Stagnation der Ausdünstungen des Sees zu verhindern. Der Gesundheitszustand der Bewohner von Monrepos war auch meines Wissens nie ein schlechter.*)

Für die Architektur sind durchweg Elemente des jonischen und des korinthischen Stils verwendet; die an manchen Renaissancegebäuden sich vorfindenden Zutaten aus dem komponierten römischen Stil sind ausgeschlossen; man kann daher sagen, Schloßchen Monrepos repräsentierte reingriechische Renaissance.**)

Das Oval, an das sich die Seitenteile anschließen, zeigt ein Achsenverhältnis, das den zu Tage tretenden Teil der Haupt-

*) Tatsache ist indes, daß, als Herzog Karl den Seegrund tiefer legen ließ, ein großer Teil der Soldaten, welche die Ausgrabung besorgen mußten, an Sumpffieber erkrankte und starb. Dies war zweifellos für den Herzog der Anlaß, die Vollendung des Schloßes aufzugeben und auf der Höhe der Solitude ein anderes zu erbauen.
Die Schriftl.

***) Damit hat General v. Kalle viel richtiger gesehen und geurteilt als so manche andere, die später das Schloßchen unter die Rokokobauten eingereiht haben. Den Baustil, den er in seinem Wesen vollkommen zutreffend erkannt und als „griechische Renaissance“ bezeichnet hat, nennen wir heutzutage „Klassizismus.“
Die Schriftl.

fassade gegen den See nicht vom Kreis unterscheiden läßt; die Fensteröffnungen der Attiken, durch die Ökonomie des Baues bedingt, sind so untergeordnet gehalten, daß sie die durch sie unrein erscheinenden Attiken möglichst wenig fühlbar machen. Die Kuppel zeigt eine schöne Linie und die ihre Oberfläche unterbrechenden Bänder dienen dazu, die aus dem Oval entspringende unreine Form zu verdecken. Pilaster, Gesimse, Balustraden zeigen zierlich gegliederte Profile, — und die originelle ornamentale Ausschmückung mit kleineren und größeren Festons von Eichenwind trägt offenbar viel dazu bei, den Eindruck der Heiterkeit der Architektur zu erhöhen.

Das häufig verwendete Waldhornornament ist mancherfaltig komponiert und besonders an der Attika der Landfassade mit weiteren dekorativen Elementen verbunden. Die Ornamente alle sind am Aeußeren des Schloßchens nirgends von Stuck (wie zum Beispiel am Solitudeschloß) sondern sehr zierlich in gelbem feinkörnigem Sandstein gearbeitet.

Die Seitenfassaden haben eine pikante Gliederung dadurch erhalten, daß die vorspringende Mitte mit den seitlichen Theilen durch eine Art zylindrischer Flanke zusammenhängt, so daß über Eck gesehen eine perspektivische Wirkung entsteht, welche die Fassaden stattlicher und breiter erscheinen läßt, als dies bei rechtwinkliger Verbindung der Fall gewesen wäre. Diese Anordnung zeugt abermals von dem Kompositionstalent und dem feinen Geschmack des Künstlers.

II. Die Skulpturen des Außern.

Zu den eben berührten Flanken befinden sich halbzylindrische Nischen, in welchen vier etwas überlebensgroße Statuen aus Sandstein stehen. Sie gingen aus dem Atelier Lejeunes hervor, der vom Jahr 1753 bis 1778 Hofbildhauer in Stuttgart war. Lejeune war ein sehr tüchtiger Künstler, der 12 Jahre in Rom studiert und gearbeitet hatte. Er gehört jener Schule an, die eine Vermittlung zwischen der Antike und dem Leben suchte, indem er die 8—10 Kopflängen, welche die Griechen ihren Göttern und Heroen gaben, auf 7—9 reduzierte. Im übrigen erscheinen alle seine Arbeiten als auf antiker Grundlage ruhend.

Die vier Jahreszeiten, durch Gruppen von je zwei Knaben dargestellt, erscheinen als äußerst anmutige Kompositionen. Besonders der Ausdruck der Köpfe ist allerliebste. Die Fröhlichkeit der Blumenkränze windenden Knaben der Frühlingsgruppe und die entsprechende leichte Bewegung des Körpers, der Ernst und die Anstrengung der eine Fruchtgarbe aufrichtenden Knaben der



Marmor-Relief von Scheffauer
„Die über die Untreue des Phaon trauernde Sappho“
Nach einer Kreidezeichnung des + Generals Kallew

Anmerkung von Richard Kallee zu

Scheffauers „Sappho“.

Vgl. Winterlin, Württembergische Künstler in Lebensbildern, Stuttgart 1895. M. Bach, Stuttgarter Kunst 1794 bis 1860, Stuttgart 1900. Hierzu auch ein lesenswerter Aufsatz „Zur Lebensgeschichte des Bildhauers Philipp Jakob Scheffauer“ von Dr. Kerler, Oberbibliothekar in Würzburg, in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg Nr. 6 und 7, Stuttgart 16. Juni 1905. Aus Kerlers Aufsatz erfahren wir, daß Scheffauer seinem Gönner, dem fürstbischöflichen Universitätsprofessor und Geistlichen Rat Dberthür in Würzburg, am 23. Oktober 1798 schrieb, er bearbeite ein Hautrelief: „eine über die Untreue des Phaon in Schmerz verfunkene Sappho; das Gegenstück Ariadne auf Naxos, beide 100 Louisdor.“ — Bekannt ist auch die vom Kronprinzen von Bayern bestellte Marmorbüste Keplers, die später von König Ludwig in die Walthalla gestiftet wurde, wo sie heute noch ist.

Scheffauer lieferte die Keplerbüste persönlich ab, auf der Heimreise erkrankte er in Ulm am Wechselfieber. Dieses ging, sagt Kerler, in ein heftiges Fieber über und führte nach 31½ Monaten zum Tod, am 13. Nov. 1808. Schon 1804 hatte der Stuttgarter Expeditionsrat Knapp an Prof. Dberthür geschrieben, Scheffauer leide an der Lunge und an den Nieren. Der hochtalentierte Künstler starb viel zu früh für die Seinen und für die Kunst. Seine Frau war ihm im Januar 1808 im Tode vorangegangen. Vier Kinder, drei sehr schöne Mädchen und ein Knabe, überlebten ihn. Sie wurden von Verwandten ihrer Mutter aufgenommen und erzogen. —

Neuerdings ist von einem Urenkel des Bildhauers unter dem Titel: „Scheffauer, Wenn ich ein Deutscher wär!“ (Leipzig 1925) ein Buch erschienen, das als das Werk eines Deutschamerikaners Beachtung verdient. Der Verfasser spricht darin mit viel Liebe und Achtung vom deutschen Volk.

Sommergruppe sind vortrefflich dargestellt. Von den Knaben der Herbstgruppe ist der eine nur wenig weinselig, doch hält er sich zur Vorsicht an einem Aste; der andere ist betrunken, der Wein läuft aus dem Becher und er kann die Flasche kaum noch halten. Bei der Wintergruppe ist das Frieren des in einen Schafpelz sich hüllenden Knaben höchst treffend dargestellt; ebenso gelungen ist der Ausdruck des am Feuer sich wärmenden Kameraden. Die Gruppe des Winters steht richtig gegen Nordosten und die des Sommers diagonal entgegen gesetzt gen Südwesten; aber sollte der Frühling nicht in der südöstlichen und der Herbst in der nordwestlichen Ecke stehen?*)

Auf der Balustrade der Terrasse sind noch weitere Knabengruppen angebracht, mit den zwischen ihnen stehenden Blumenvasen je zu einem Ganzen komponiert. Die Knaben sind dabei in halbliegender, halb sitzender Stellung. Auch diese Arbeiten sind mustergültig.

Da diese Gruppen planmäßig und nicht zufällig hier sind, so sind sie ohne Zweifel in der Zeit der Erbauung des Schlosses, also zwischen 1764 und 1768 gefertigt worden. Von 1763—1766 gehörte der Bildhauer Beyer der Schloßbaudeputation als Mitglied an; auch 1763 ein Bildhauer Frescancourt; Ferretti war dazumal längst nicht mehr in Stuttgart. Es scheint, daß die Gruppen aus dem Atelier Beyer's hervorgegangen sind. Vielleicht stehen die Originale in Italien oder Frankreich. Denn die in jener Zeit in Deutschland arbeitenden Künstler waren selten selbständig; sie reproduzierten nur das in Italien oder Paris Gesehene, schon um deswillen, weil es Mode war. Lejeune, der, wie es scheint, Beyer überflüssig gemacht oder verdrängt hat, stand um vieles höher.

In den Veröffentlichungen des württ. Architektenvereins findet sich das ursprüngliche Projekt des Schlosses von Guépière, das in Betreff der Terrasse eine wesentlich andere Anordnung zeigt, als die spätere Ausführung.

Die beiden Löwen aus Sandstein, die den Aufgang vom Land her flankieren, sind offenbar den an der Loggia dei Lanzi an

*) Anmerkung von Rich. Kallee zu den Lejeunef'schen Statuen „die vier Jahreszeiten“. Wohl den meisten Besuchern des Schlosses Monrepos bleibt es ein Rätsel, was für einen Gegenstand eigentlich die Figur „der Winter“ zwischen den Händen hält. Als ich einmal vor vielen Jahren mit meinem Vater um das Schloß herumging, konnte ich mir auch keinen Vers darauf machen und fragte daher den Vater. „Ach, sagte er, das ist ganz einfach ein — Muff“. Die Damen trugen zu Lejeunes Zeit solche kleine, zierliche Muffe.“ Ich lachte, sah genauer hin und mußte meinem alten Herrn Recht geben.

der Piazza della Signoria zu Florenz aufgestellten Löwen nachgebildet. Der eine davon trägt auf der Seitenfläche der Kugel die monogrammartige Bezeichnung Fri . . . der andere die deutlich eingemeißelte Schrift „Mack 1804“. Die Tiere sind schön modelliert und sehr sorgfältig ausgeführt, erscheinen aber mit Rücksicht auf die Dimensionen des Schloßchens etwas zu groß, obwohl anzunehmen ist, daß sie für den Zweck, dem sie jetzt dienen, gearbeitet worden sind.

Neben Mack dem Älteren, der noch aus der Schule Lejeunes stammt, arbeitete in der Karlschule ein Bildhauer Friedrich, der, wie es scheint, einen der Löwen ausgeführt hat. Die Zeichen hinter Fri. . . sollen vielleicht eine Abkürzung für die Jahreszahl 1803 sein.

Die *Najaden* rechts und links auf den Treppenwangen des Landungsplatzes beim Schloß sind jedenfalls nicht nach Modellen Lejeunes gearbeitet, denn sie zeigen andere Körperproportionen, als die sind, welche wir an Werken Lejeunes finden. Komposition und Stil sind nicht unedel, aber die Figuren sind hager und die Ausführung ist ziemlich roh. Sieht man hievon ab, so ist die Wirkung ihres Ensembles einerseits im Zusammenhalt mit den Linien der Schloßarchitektur, andererseits gegen die Konturen der Seeufer sehr günstig zu nennen.

Eine köstliche Gruppe ist der *Dianenbrunnen*, auf dem die Diana steht.

Das Trinkwasser des Dianenbrunnens ist nicht etwa von vorzüglicher Beschaffenheit, es schmeckt zuweilen etwas erdig, aber es ist das beste, das in Monrepos zu bekommen ist, und da es in Monrepos keine Wirtschaft*) gibt, so ist der Besucher darauf angewiesen. Jeder, der sich länger da aufhält, wird daher die Bekanntschaft dieses Brunnens machen.

Je nachdem die Sonne einfällt, steht die Figur im Schatten, während die hinter ihr befindlichen Baumpartien beleuchtet sind. Es bildet sich ein Helldunkel, das für den Zeichner anziehend ist und da die Diana von dem feuchten Aufenthalt eine moosige Farbe angenommen hat, so sticht die Figur nicht grell aus dem Grünen hervor, und das Ganze eignet sich recht gut zu einer Farbenstudie.

Urküll, Heinrich Schickard's Lebensbeschreibung, sagt Seite 110: „Endlich kam ein Künstler nach Stuttgart, der sich in Italien und, wo ich nicht irre, zuvor in Dresden gebildet, der

*) Die jetzt bestehende Wirtschaft verdanken die Besucher Monrepos dem Entgegenkommen König Wilhelms II. Die Schriftlg.

war Maler und Bildhauer zugleich, namens Beyer. Sein erstes Stück über Lebensgröße war eine Diana, die einen vor-schießenden Hund zurückhält, in gutem Stil, sie war, wo ich nicht irre, auf das Seehaus (Monrepos) bestimmt. Er machte viele Modelle für die Porzellanfabrik und gab zuerst eine Ahnung von griechischer Proportion, Form und Ausdruck. Einfachere Artemisien, Kleopatren, edlere Nymphen, verdrängten die grinsenden Schäferinnen. Der Mann ging bald fort nach Wien“. — Sollte nicht dieser Beyer der Verfertiger unserer Diana sein? In Wien soll Beyer eine ganze Menge von Kolossalstatuen für den Garten von Schönbrunn gefertigt haben.

III. Die Skulpturen und Bilder im Innern.

Die Aufstellung von Statuen im Innern ist von den Erbauern wohl nicht beabsichtigt gewesen, weil die Räume dafür zu klein sind. Was sich davon jetzt vorfindet, ist wohl nur zufällig dahin gekommen. Dagegen ist die Ornamentik des Vestibules und des Speisesaals mit dem Plan des Ganzen übereinstimmend.

Das Bibliothekzimmer ist mit Basreliefs geschmückt, die ohne Zweifel schon bei der Einrichtung des Zimmers für seinen Zweck unter König Friedrich hieher bestimmt worden sind. Sie sind in karrarischem Marmor von Sch e f f a u e r gearbeitet und wahrscheinlich teilweise in Rom ausgeführt. Zwei Hochreliefs sind in die Bibliothekskästen eingelassen. Eine Sappho, über Phaons Untrene in Schmerz versunken, und eine Ariadne auf Naxos. Diese beiden Arbeiten zeigen eine Meisterschaft, die Scheffauer in die erste Reihe der Künstler seiner Zeit stellt. An feinem Stilgefühl und an Tiefe der Empfindung überragt er Dannecker und wenn er nicht im besten Mannesalter wäre dahingerafft worden, würde ihn Dannecker schwerlich überstrahlt haben. Auch an poetischer Auffassung und an Fantasie war er seinem glücklicheren Rivalen überlegen und ebenso an Produktivität.

Der Bildungsgang beider Künstler, von denen Scheffauer nur um 2 Jahre älter war, war ganz gleichartig: zuerst in der Karlschule unter Lejeune, dann bei Pajou in Paris, der damals der renommierteste Bildhauer war, hierauf in Rom. Jeder der beiden Künstler hatte jährlich 400 Gulden zu verzehren. Von Stuttgart nach Paris und von Paris nach Rom pilgerten sie zu Fuß. Nach ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahr 1790 arbeiteten beide zu Stuttgart, teils für den Hof, teils für auswärtige Besteller. Aber die Zeit der napoleonischen Kriege war den Künstlern, zumal den deutschen, nicht günstig, und beide fanden nicht die Unterstützung, die ihrer Begabung würdig gewesen wäre.

Die Wiederkehr einer besseren Zeit aber erlebte Scheffauer nicht, er starb 1808 an einer Krankheit, die leicht zu kurieren gewesen wäre, wenn er sich nicht zu spät einem Arzt anvertraut hätte.

Das Favoriteschloß in Ludwigsburg.

Das Favoriteschloß ließ Herzog Eberhard Ludwig ohne Zweifel für die Maitresse Graevenitz erbauen. Der Bau scheint gleichzeitig mit dem gegenüber liegenden alten Corps de logis erfolgt zu sein. Von wem der Entwurf herrührt, ist aus gedruckten Quellen nicht zu entnehmen. Von Nette (sollte heißen Frisoni) stammt er wohl nicht, vielleicht von dessen Vorgänger Nette. Bei der Ausführung beteiligt waren Hauptmann Nette, Baumeister Heim, zuletzt auch noch Netti, 1718. Unter König Friedrich wurde das Schloßchen im Innern neu ausgestattet. Rings um das Schloß war ein Lustgarten angelegt, dessen Lineamente noch jetzt aus den Terrassenlinien im allgemeinen zu entnehmen sind. Auf einem kleinen, ebenfalls heute noch auffindbaren Hügel (südwestlich vom Schloß) stand ein kleiner Pavillon. In diesem Lustgarten wurden verschiedene Hoffeste abgehalten, zu welchem Zweck Einrichtungen für das Ballet getroffen waren. Daß das Schloß von der Graevenitz bewohnt war, ist schon vermöge der in Ludwigsburg noch heute lebendigen Traditionen außer Zweifel.*) Urküll sagt Seite 109: „Historisch merkwürdig ist, daß an der Bortreppe der Favorite einst eine

*) Mit der Erbauung des Favoriteschlosses wurde 1718 begonnen; die Baupläne lagen aber schon länger vorher bereit; 1723 war der Bau vollendet. Denn in diesem Jahre lieferte nach Angabe der Schloßbauakten „der Jude Levin“ die innere Ausstattung. Da Nette 1714 starb, kann er an der Ausführung des Baus nicht mehr beteiligt gewesen sein. Aber der Entwurf ist ohne Zweifel sein Werk, wenn dies auch aus dem (einst dezimierten) Aktenbestand nicht mehr urkundlich belegt werden kann. Zu einer Dauerwohnung aber war das Schloß von Anfang an nicht eingerichtet, und die Graevenitz hat es, wenn überhaupt je, nur in Gesellschaft des Herzogs und nur für kurze Zeit bewohnt. Sie besaß ja schon ehe das Favoriteschloß bewohnbar war, ihr eigenes Haus in der Marstallstraße Nr. 5, von wo aus der Fürstenbau viel bequemer erreicht werden konnte als vom Favoriteschloß, das damals noch durch ein ziemlich tiefes Tal vom eigentlichen Schloß getrennt war (vergl. die Lage der Talkaserne). Im Sommer 1726 zog sich Eberhard Ludwig zu einer „Sauerbronnentur“ in das Favoriteschloß zurück. Dabei wurde ausdrücklich befohlen, daß für die Zeit seines Aufenthalts eine „Küche aus Brettern angebracht“ werden müsse; eine solche war also bis dahin überhaupt nicht vorhanden gewesen. „Zur Haltung der Nachtfeuer“ wurden damals „3 Pechspannen aufgestellt und 6—7 Stüppiche voll Pechringe angeschafft.“ Für die Ausstattung des Innern wurden „2 spanische Wände von grünem Calver Zeug, jede mit 6 Flügeln“ verlangt. Im Jahre 1730.

Statue der berühmten“ (sollte wohl heißen berühmigten) „Landhofmeisterin sich befand als Diana.“ Sollte diese Statue nicht vielleicht später auf den Dianenbau versetzt worden sein?

Vorne am Schloß über dem Haupteingang der Terrasse befindet sich aus Sandstein gemeißelt (und in besserer Ausführung korrespondierend damit an der hinteren Fassade) ein Porträtkopf, welcher nach den bestehenden Traditionen die Landhofmeisterin darstellt. Darstellungen von ihr finden sich auch noch im Ludwigsburger Schloß.

Auf einem mittelmäßigen Ölbild, das zur Zeit in den obern Zimmern des sogenannten Corps de logis hängt, erscheint sie gemalt, eben im Begriff, mit dem Herzog auszureiten. Sodann besteht eine Tradition über ein Deckengemälde auf dem Vorplatz über der ersten Treppe im alten Corps de logis. Die Landhofmeisterin erstrebte mit allen Mitteln, wenn auch vergeblich, die Erhebung zur Herzogin. Sie soll nun in jenem allegorischen Bilde, während der Herzog auf einer Reise abwesend war, sich selbst haben abbilden lassen und zwar in der Situation, wie ein paar Genien beschäftigt sind, ihr den Purpur umzuhängen. Sie wollte also, wie es scheint, den Herzog durch dieses Bild, das er beim Aufgang in das Schloß stets sehen konnte, an ein Versprechen erinnern, das er ihr vielleicht gegeben hatte.



als schon die Stellung der Grävenitz erschüttert war, wählte Eberhard Ludwig das Favoritenschloß wieder zu seinem Sommeritz und gab schon anfangs April Befehl, daß alles zu seinem „bequemen Aufenthalt“ dort in Stand gesetzt werde. Im Jahre 1732 aber begab sich die Herzogin, nachdem im Jahre zuvor die Ausöhnung zwischen den Ehegatten stattgefunden hatte, dorthin, „um sich daselbsten die Sommerzeit zur Lust aufzuhalten“, und der Herzog befahl für diesen Zweck die sorgfältigste Zustandsetzung des Bauwerks, seiner Räume und seiner Umgebung. Es wurden hiefür 3445 Gulden aufgewendet. — Daß die stolze Herzogin ein für die Mätresse ihres Gatten erbautes Schloß bezogen hätte, ist wohl nicht anzunehmen. Die Schriftl.

Markgröningen im Bauernkrieg vor 400 Jahren.

Von Prof. Dr. Römer.

Hin und her im Lande erinnert man sich in diesen Tagen an die Geschehnisse im April und Mai 1525, wo der deutsche Bauernkrieg auf das damalige Herzogtum Württemberg (seit 1519 unter österreichischer Regierung) übergriff und es schwer erschütterte. Auch Markgröningen wurde in Mitleidenschaft gezogen und tut gut, sich jene Tage in Erinnerung zu rufen.

Der deutsche Bauernkrieg vom Jahre 1525 war nur der letzte und furchtbarste Aufstand seiner Art, wie solche seit 1450 unter dem Namen Bundschuh (Bauernverschwörungen unter dem Abzeichen des Bauernstiefels) namentlich Süddeutschland vielfach heimsuchten. Im Herzogtum Württemberg war im Jahr 1514 der sog. Aufstand des Armen Konrad (d. h. des armen Mannes) im Remstal und der Leonberger Gegend ausgebrochen und mit Mühe von Herzog Ulrich erstickt worden. Daß die Bauern Grund zu klagen hatten, beweist der Umstand, daß sich damals der hiesige Dekan Dr. Reinhard Gaislin zu einem ihrer Wortführer gemacht hat. Er predigte offen gegen den herzoglichen Steuerdruck und den Kornwucher der Großbauern. Wie die Klöster mit den großen Herrn wetteiferten, zeigt die damals einsetzende rege Bautätigkeit des hiesigen Spitals unter Meister Bez (Fruchtkasten und neuer Keller.) Ihm war Gaislin schon damals vor Beginn der lutherischen Reformation feind. Als geborener Fellbacher scheute dieser sich nicht, die Aufständischen auf dem Kappelberg, mit deren einigen er verwandt war, zu besuchen. So ist es kein Wunder, daß 250 Bürger der Stadt, also die große Mehrzahl, damals dem Aufruhr anhängen im Gegensatz gegen die wohlhabenden Familien, die auf dem Rathaus regierten (sog. „Ehrbarkeit“) und an deren Spitze der aus dem reichsten Geschlecht der Stadt stammende herzogliche Vogt Philipp Bolland stand. Es kam zu einem Putsch, bei dem er und seine Freunde schwer bedroht wurden. Der Landhofmeister, den der Herzog hierauf schickte, kam auf dem Rathaus, wohin er die gesamte Bürgerschaft beschied, nicht gegen die Aufständischen auf. Wäre der Aufruhr im Remstal damals nicht so rasch erstickt worden, so wäre Gröningen ebenso wie Leonberg

einer seiner Mittelpunkte geworden. Selbst nach dem Tübinger Vertrag, mit dem der Aufstand erledigt war, zogen noch Gröninger den Leonbergern zu, die ihre Stellung auf dem Engelberg nicht räumen wollten. Erst als Landtagsabgeordnete von Stuttgart, Cannstatt, Göppingen, Gröningen u. a. sich zu gegenseitigem Beistand mit dem Herzog zusammenschlossen, lenkten diese Unentwegten ein. Der Herzog vermied jedoch über die Leonberger und Gröninger ein ebenso blutiges Strafgericht zu verhängen wie über die Remstaler. Er ließ nur einen gedruckten Bericht darüber in allen Städten verlesen und dem Dekan Gaislin in Gröningen ein besonderes Exemplar durch seinen bekannten aus Gröningen stammenden Rat Ambrosius Volland zustellen.

Wir haben diese Vorgänge des Jahres 1514 vorausgestellt, weil daraus erhellt, wie unterhöhlt der Boden schon vor 1525 selbst in einer Stadt wie Marktgröningen war.

Nun breitete sich in den ersten Monaten des Jahres 1525 der große Bauernkrieg von Oberschwaben her immer mehr aus. Dort hatte wiederum ein Pfarrer, Christoph Schappeler in Memmingen in Gemeinschaft mit seinem Schwager dem Kürschner Loger aus Horb (dem „Bauernkanzler“) die „zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ verfaßt, die das Manifest der Aufständischen wurden. Sie verlangten nichts Ungebührliches: Abschaffung der (übrigens wenig drückenden) Leibeigenschaft, Wiederherstellung alter Gemeindegüter (namentlich Wälder), Rechtssicherheit gegen Willkürlichkeiten der Grundherrschaften und Gemeindefestimmungsrecht in Kirchensachen. Aber als sie damit nicht durchdrangen, und der Schwäbische Bund (Städte und Adel) von Ulm aus gegen sie mobilisierte, kam es zum Bürgerkrieg. Ähnliches geschah im Fränkischen und von dort aus schlug die Flamme ins Herzogtum hinein. Der „schwarze Haufen“ (in dunkler Tracht), der unter Führung des Ritters Florian Geyer in Taubergegend und Odenwald gegen Klöster und Burgen wütete, brach am Osterfest (16. April) in Weinsberg ein und machte dem Hauptmann des schwäbischen Bundes Grafen Ludwig von Helfenstein und seinen 16 adeligen Genossen und 60 Knechten in der bekannten schauerlichen Weise den Garaus, indem die Gefangenen unter Pfeifenklang durch die Spieße gejagt und niedergestochen wurden. Jäcklin (Jakob) Rohrbach von Böckingen, der berühmte Wortführer der „börs freudigen“ Bauern, suchte den Odenwälder Haufen vergeblich zu bestimmen, den inzwischen im Zabergäu und im Bottwartal Aufstehenden zuzuziehen. Heilbronn fiel durch einige den Bauern verschworene Bürger, doch konnte hier der lutherische Prediger Lachmann das Argste ver-

hindern. Jäcklin Rohrbach zog mit den Seinen durchs Kraichgau nach Maulbronn, wo er immerhin nach Ausplünderung der reichen Weinlager die Zerstörung des Klosters verhinderte.

Gleichzeitig zogen im Bottwartal aufständische Bauern mit Trommeln und Fahnen auf den Wunnenstein. Ihr Anführer war von der gemäßigten Richtung, der Wirt von Großbottwar Matern Feuerbacher. Er riet von einer Vereinigung mit den durch die Weinsberger Bluttat belasteten Odenwälder Bauern, auf die man hier wartete, ab und vereinigte sich am 19. April in Lauffen mit den aufständischen Zabergäuern unter dem Bildhauer Hans Wunderer aus Pfaffenhofen zu dem sogenannten hellen Haufen (in weißen Röcken). Wunderer war ebenfalls ein ideal angehauchter Mann, dessen Programm die Eroberung des Herzogtums war, um unter Zurückführung des Herzog Ulrich (der im März mit oberschwäbischen Bauern bis Stuttgart vorgedrungen, aber nicht zum Ziel gekommen war) einer christlichen Reformation in Staat und Kirche im Sinne der zwölf Artikel der Oberschwäbischen Bauern zum Siege zu verhelfen. In diesem Sinn erließ er in den folgenden Tagen in biblischem Stil gehaltene, aber sehr entschiedene Aufforderungen an die Amtsstädte Besigheim, Vietigheim, Baihingen, Marktgröningen und an Stuttgart, sich ihm anzuschließen.

Man kann sich denken, wie alle diese Nachrichten unsere Stadt erregten. Unter den Opfern von Weinsberg war auch der Befehlshaber des Marktgröninger Aufgebots, der Vogt von Baihingen, Conrad von Winterstetten. Es zeigte sich zudem sofort, daß die österreichische Landesregierung, obwohl sie längst auf Ähnliches gefaßt sein mußte, dem Aufstand vorläufig wehrlos gegenüberstand. Schon im Jahr 1522 hatte sie nach Wien gemeldet, daß „der gemeine arme Mann jetziger Zeit allenthalben begierig sei, frei zu werden, mit andern zu teilen und keine Schuld nicht zu bezahlen“. Auf das Fußvolk aus den Bürgern und Bauern sei kein Verlaß. Dies bestätigte sich jetzt durchaus. Der von Stuttgart entsandte Hauptmann Ludwig Ziegler hatte den Auftrag, mit dem Aufgebot der Ämter Marktgröningen und Vietigheim den heranziehenden Bauern durch Besetzung Besigheims den Weg sowohl Neckar- als Enzaufwärts zu verlegen. Aber er konnte nichts ausrichten. Die kleinen Bauern jener Ämter wollten nicht gegen Thresgleichen ziehen und bei den großen hatte er auch wenig Glück: „Es sind eitel reiche Gesellen und unwillig sich in solcher Fährlichkeit in eine Besatzung zu begeben“. Diese Leute wollten ihr Hab und Gut lieber an Ort und Stelle, so gut es gehe, verteidigen. Auch mit den 1200 Mann, die Zieg-

ter zusammenbrachte, konnte er in Besigheim nichts ausrichten, wurde dort vielmehr am 21. April mit seinem ganzen Aufgebot zum Anschluß an das vorrückende Bauernheer gezwungen. Vom Schwäbischen Bund auf dem Asperg und dessen Kommandant aber, Sebastian Emhart, war auch vorerst kein Beistand zu erwarten. Er mußte in den folgenden Tagen die Regierung erst um die erforderlichen Pferde bitten, um die Umgegend von Aufständischen säubern zu können. Dabei erwartete die Regierung von den besetzten Amtsstädten der Umgegend aufs bestimmteste zu wissen, daß sie sich den Aufständischen verschließen und sie abwehren werden, andernfalls sie hernach entsprechend gemäßiget würden.

Wie andere Vögte im Lande, war auch der Burgvogt Emhardt auf dem Asperge nach der Flucht der Regierung auf die Burg Hohentübingen in keiner rosigen Laune. Er schrieb am Oftern dorthin, man habe nach Marbach, Besigheim und anders wohin Landsknechte geschickt, den Asperg aber, wie es scheine, ganz vergessen; auf alle Schreiben an den Statthalter bekomme er nicht einmal Antwort und noch weniger Mannschaft und Geld. Wenn es daher schlimm gehen sollte, wolle er keine Verantwortung haben. Bei ihm da oben auf dem Asperg sei keine Frankfurter Messe, wo er Alles haben könne; sich selbst habe doch die Regierung in Tübingen mit Allem reichlich versehen, so daß es scheine, sie kümmerge sich nichts darum, ob Städte und Schlösser verloren gehen, wenn nur sie in Sicherheit sei.

Trotzdem durften die Städte unmittelbar um den Asperg nichts zu unternehmen wagen. In Markgröningen schweißte vielmehr die Angst vor dem Eingreifen des Asperger Burgvogts und vor einem etwaigen Einbruch des Bauernheeres in die Stadt alle Kreise in ungeahnter Weise zusammen. Vogt und Gericht — 12 Richter bildeten den maßgebenden Stadtrat, 12 andere den Rat im Sinn des späteren Bürgerausschusses, je mit einem sog. Bürgermeister an der Spitze — berichteten am 19. April nach Stuttgart, die ganze Gemeinde sei mannhaft entschlossen, sich gegen den herandringenden Weinsberger Haufen (mit dem also an jenem Oftermittwoch noch gerechnet wurde) zu wehren und der Nachbarschaft beizustehen. Es fehlte jedoch an Pulver. Die Räte des Schwäbischen Bundes in Eßlingen mußten ihnen noch Geld schicken, um einen Zentner davon zu kaufen. In der Stadt lagen Besatzungstruppen des Schwäbischen Bundes aus Eßlingen, aber die Bürger wünschten statt dessen ihre eigene nach Besigheim abkommandierte Mannschaft wieder zu bekommen. Es seien nicht weniger als 4000 Bauern im Anmarsch.

Tatsächlich schwoll der sog. „Helle Haufen“ nach der Vereinigung in Lauffen auf 6000 Mann an und es ist begreiflich, daß sich die Aufregung in Marktgröningen bis zur Verwirrung steigerte, als am Samstag, 22. April, Bietigheim, dem sie bereits Neutralität zugebilligt hatten, durch ein Mißverständnis doch in die Hände der Bauern fiel und dort übel gehaust wurde. Es gelang zwar dem dortigen Bürgermeister Hornmold und seinem klugen Sohne, dem späteren Vogt und Kirchenratsdirektor Sebastian Hornmold, den höchsten und den Bauern am meisten verhassten Beamten der Stadt, den Hofgerichtsassessor und Advokat Heß, sowie den streng konservativen Hauptpfarrer Schönleber vor dem Schicksal der Herren zu Weinsberg zu retten, aber das Gerücht wußte es anders. Die hiesige Ehrbarkeit sah schon im Geiste die reiche Nachbarstadt Bietigheim, zur Strafe für die Öffnung der Tore und die Hinrichtung jener Männer durch die Bauern, vom Schwäbischen Bund dem Erdboden gleichgemacht und fürchtete für sich ein ähnliches Schicksal. Und was den Vogt Johannes Kölle am tiefsten beunruhigte: die Bürgerschaft, die sich auf Leben und Tod zusammengeschworen hatte, schien je länger je mehr unter den Einfluß einer Mehrheit zu kommen, die den offenen Anschluß an die Aufständischen empfahl. Ja, nach dem Vorgang in Besigheim mußte sogar mit dem Übergang der Besatzungstruppen zum Feind gerechnet werden. Dabei war die Amtskasse leer und der Verkehr mit Stuttgart, um den nötigen Sold für die Truppen zu beschaffen, bereits durch den herannahenden Feind gefährdet. So lautet ein kläglicher Bericht des Vogts an die Regierung. Er werde das Opfer ihrer schwachen Politik. Er finde keinen Gehorsam mehr und jedermann sei Meister. Dennoch lief noch alles gut ab. Die Bauernführer hatten, als am Montag, 24. April, Jäcklin Rohrbach in Baihingen von Maulbronn her zu ihnen stieß, Verständnis für die von Marktgröningen geltend gemachte missliche Lage der Stadt unter der Faust des Kommandanten auf dem Asperg und willigte in die von ihr ausgebetene Neutralität. Sie haben sie diesmal auch besser respektiert als dies gegenüber Bietigheim geschehen war. Noch an demselben Tage zog der „ganze helle Haufen“, wie er sich nach der Vereinigung mit Rohrbachs Bauern nannte, von Baihingen über Schwieberdingen Cannstatt zu, ohne die Stadt zu berühren. Vielleicht war sie ihnen doch auch zu stark befestigt und dem Asperg zu benachbart. Die Bauernführer verzichteten sogar unter Vermittlung Feuerbachers gegen 50 Gulden, drei Eimer Wein und einen Wagen Brot auf die anfänglich geforderten 24 Weiseln, wie sie sie sonst

von andern Städten mit sich führten. Da die Bauern den Herrn Reinhardt von Sachsenheim in ihren Reihen und Baihingen überwältigt hatten, konnten sie auf Gröningen immerhin verzichten. Sie hatten Eile genug, Stuttgart und die Amtsstädte an der Rems, am oberen Neckar, an der Fils und Lauter in ihre Hände zu bekommen, ehe der gefürchtete Feldherr des Schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, gegen sie heranrückte.

Inzwischen taten sich — wie aus den Bietigheimer Annalen hervorgeht — die Amtsstädte, die sie hinter sich ließen, auf einer Tagung in Markgröningen zusammen, um sich ähnlich, wie es im Jahre 1514 geschehen war, über eine Friedensvermittlung zwischen den Bauern und der Regierung zu beraten. Sie wählten den angesehenen Markgröninger Stadtschreiber Meister Georg Sigloch, einen älteren studierten Mann (geb. 1475) aus altem hiesigen Geschlecht, — der Name Sigloch erscheint hier schon im Jahre 1396 — und den jungen oben erwähnten Bietigheimer Schreiber Sebastian Hornmold als ihre Friedensunterhändler. Die beiden Männer fanden sich in der zweiten Maiwoche in dem Bauernlager zu Degerloch ein und folgten ihnen nach Sindelfingen, wo die Schwarzwälder Bauern zuzogen. Waren bisher ihre Unterhandlungen wenigstens nicht gestört worden, so mußten sie sie jetzt jählings abbrechen, als die noch von ungestilltem Tatendurst beseelten Schwarzwälder Herrenberg erstürmten und erklärten: „Man soll jetzt totschiagen jeden, der von Unterhandlungen spricht“. Die Unterhändler flohen noch rechtzeitig, ehe andern Tags Georg von Waldburg mit seinem Geschütz Böblingen erobert und, um dem ihm nachrückenden Herzog Ulrich zuvorzukommen, die Entscheidungsschlacht zwischen Böblingen und Sindelfingen herbeiführte. Wie anderwärts, so hatten auch hier die Bauern seiner Reiterei nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen und bedeckten nach 4 Stunden zu Tausenden das Schlachtfeld. Andere wurden auf der Flucht in den Stuttgarter Wäldern niedergemacht.

Man mag in Markgröningen die Nachricht von diesem jähen und blutigen Ende des Aufstandes in Württemberg mit gemischten Gefühlen aufgenommen haben. Jetzt mögen auch die Unzufriedenen froh gewesen sein, die Hände aus dem Spiel gelassen zu haben, so sehr sie das Scheitern des Aufstandes bedauern mußten. Die Stadt machte es sich jetzt eifrig zu nutz, daß von den Amtsstädten im Unterland allein sie und Asperg am Aufruhr unbetheilt geblieben seien und machte aus der Not eine Tugend. Sie ruhte nicht, bis sie ihren Anteil an der Kriegsentschädigung von 36 000 Gulden, die das Land dem Schwäbischen Bund entrichteten

mußte und den sie nur unter Protest bezahlt hatte, wieder zurück-
erstattet erhielt. Dagegen mußte wie anderwärts das Kirchengut
auch in Markgröningen kräftig dazu beitragen (einschließlich
dem Spital und dem Nonnenkloster), indem sich die Regierung
auf den Standpunkte stellte, daß der Aufstand besonders durch
den übermäßigen Reichtum der Kirche hervorgerufen worden sei.
Insbesondere wurde aus solchen Mitteln auch die Sicherheits-
truppe unterhalten, die ein außerordentlicher Landtag im Som-
mer 1525 genehmigte. Bei diesen Landtagsbeschlüssen waren
die Volland in Markgröningen hervorragend beteiligt. Wieder
wie im Jahre 1514 triumphtierte die sog. „Ehrbarkeit“, das wohl-
habende Bürgertum, über die armen Bauern.

Der Bauernaufstand ertrank hin und her in Deutschland
in einem Meer von Blut und Elend. Kein Wunder, daß den
Bauern auf lange Zeit die Lebensfreude verloren ging und sich
ihrer eine gedrückte, mißtrauische Stimmung bemächtigte. Immer-
hin kann man nicht sagen, daß im großen ganzen die Lasten, die
der Bauer zu tragen hatte, infolge des verlorenen Kampfes ver-
mehrt worden wären. Das Feuerzeichen des Bauernkrieges
scheint doch solchen Eindruck auf die Herren gemacht zu haben,
daß sie sich sagten: „zu weit dürfen wir's nicht treiben, sonst
könnte es wieder gefährlich werden.“ (Knapp, der Bauernkrieg
des Jahres 1525).

Die Geschichte ist dazu da, daß wir aus ihr lernen. Es ist
ein Jammer, wie damals der Stand, der das schaffende Volk dar-
stellte, in dem Augenblick zu Boden getreten wurde, da er den
Trieb in sich fühlte, mitzugestalten, wenn auch zunächst zu refor-
mieren. Es lebte in diesen Bauern bei allem Ungechlachten viel
Idealismus und viel deutscher Reichspatriotismus. Es wäre dem
deutschen Volk nur zu gut gekommen, wenn seine Bauern statt
zurückgestoßen zur verantwortlichen Mitarbeit herangezogen wor-
den wären. Heute handelt es sich wieder darum, daß unser zeris-
senes Volk in allen seinen Teilen an dem Deutschen Reiche wei-
terbauen und seine Freude daran haben kann. Die wahrhaft
christliche Staats- und Wirtschaftsordnung, die soziale, „die gött-
liche Gerechtigkeit“, wie sie die Bauern damals nannten, ist heute
wieder viel besprochen im Deutschen Reich. Möge es heutzutage
mehr Glück damit haben, als in dem Jahre unseligen Ange-
denkens 1525.



Eduard Mörike.

Von Oberstudiendirektor R. Müller.

*) Dürfen wir, die gewohnt sind, vor allem das zu bewundern, was als reale Macht Bedeutung zu haben scheint, dürfen wir moderne Menschen, die über Hirngespinnste und romantische Träumereien überlegen zu spotten gelernt haben, dürfen wir es heute wagen, an Mörike heranzutreten, als ob er unser wäre?

„Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!“

Ihn, der so sprach, in unser Alltagswesen- und Treiben hereinzulocken, wenn das unsere Absicht wäre, sie wäre von vornherein vereitelt. Der Dichter hat der Welt entsagt, er hat sich ein für allemal von ihr zurückgezogen. Aber nicht um bequeme Ruhe und ungestörte Behaglichkeit ist es ihm zu tun. Es ist eine hohe Einsamkeit, in die er sich flüchtet. Die Welt darf ihm nur noch angehören, wie die Wolke, deren Anblick Sehnsucht erzeugt. Er hat das Selbstische, er hat den energischen Willen zum Leben geopfert, um in jenen Himmel einzugehen, der dem Künstler bei der Teilung der Erde als eigenstes Eigentum vorbehalten blieb:

„Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drückt,
Wonniglich in meiner Brust.“

Auch wir können, heute und jederzeit, der Freude teilhaftig werden, die durch die uns drückende irdische Schwere zücket; nur müssen wir unsere Alltagsflugheit und irdische Vernünftigkeit dahinten lassen, um zu ihm emporzusteigen, dessen Innerstes vom Treiben der Welt unberührt bleiben mußte und geblieben ist. Wir alle, Ludwigsburger, Schwaben, Deutsche, wir können uns der Gemeinde zugesellen, die sich labt und entzückt an des Dichters „wunderbaren, hellen, seligen Träumen“, zu jenem Bunde uns zusammenschließen von „Einverstandenen in Mörikes Verständ-

*) Festrede, gehalten am 4. Juni 1925. Vgl. den Festbericht der „Ludwigsburger Zeitung“ vom 6. Juni 1925.

nis". Wir können es, ja wir müssen es; jene Gemeinde muß wachsen und weiter und weiter sich ausbreiten, wenn nicht die Grundlage schwinden soll für jene realen Mächte, von deren Realität wir allgemein, vielleicht nur allzusehr, in einer Art Blindheit eingenommen sind.

Vor 50 Jahren ging die Trauerkunde von Mörikes Tod durch Stadt und Land. Da wunderte sich mancher, so heißt es in dem Bericht des Stuttgarter Dichters Günthert, „daß Mörike bis jetzt noch gelebt habe.“ „Sein Begräbnis war ein Beweis, daß er bereits vergessen war.“ In der Tat, so war es; sie hatten ihn vergessen, jedenfalls viele von denjenigen, die ihn überhaupt je beachtet hatten.

Als Mörikes Dichtungen zum erstenmal in der Öffentlichkeit erschienen, gab in der deutschen Dichtervelt das sog. Junge Deutschland den Ton an. Der Idealismus war aus der Mode gekommen, er galt als „schmählichste Verachtung der menschlichen Natur“. Und als das Lebensende unseres Dichters herannahte, da hatte der Sturm und Drang der sog. Jüngstdeutschen bereits begonnen. Man bewunderte die Dichter, welche die „konventionelle Lüge“ rücksichtslos aufdeckten, man wollte Wahrheit in der Dichtung wie im Leben, und die Dichtungen, von denen diese Wahrheit geboten wurde, holten ihre Stoffe mit Vorliebe aus der Not und dem Elend der Fabriken, der Hinterhäuser und der Straße. Anklagen gegen Gott und die Welt, das war die geistige Kost, von der das Publikum lebte. Und sich ausleben bis in die Abgründe des Daseins, das war für Dichter und Nichtdichter die Lösung.

Daß in solchen Zeiten ein Mörike nicht Wurzel fassen konnte, das braucht uns nicht zu wundern. Und doch hat es schon zu seinen Lebzeiten eine kleine, aber um so inniger ihm verbundene Gemeinde von Verehrern seiner Persönlichkeit und seiner Dichtung gegeben. Wie sehr er von ihnen geliebt und geschätzt wurde, das zeigt uns am besten der Brief einer Frau, in deren Haus in Heilbronn der Dichter mit seiner Schwester einen Tag und eine Nacht sich aufgehalten hatte. Es ist die Frau eines Jugendfreundes von Mörike, und sie schreibt: „Er ließ uns tief in sein himmlisches Gemüt sehen: eine solche reine, kindliche, truglose Seele, ein solcher echter Dichter lebt nimmer auf der Welt. Wie er fort war, brachen wir . . . in Tränen aus. So arm von außen und so reich von innen zog er von dannen . . . Es ist mir nicht anders, als sei ein Engel bei mir eingekehrt, und mit ihm haben mich alle verlassen.“ Was könnte uns besser den Grundzug im Wesen unseres Dichters enthüllen als dieser

einfache Brief? Aber er zeugt zugleich von einer Liebe und Treue, wie sie im menschlichen Leben nicht gewöhnlich ist. Und wir Ludwigsburger können stolz sein auf diesen Brief aus Heilbronn; denn die Schreiberin und ihr Mann waren Ludwigsburger. Doch die Liebe und Anhänglichkeit war nicht einseitig. Auch von Mörike haben wir einen Brief, der sich auf seinen Aufenthalt bei den Ludwigsburgern in Heilbronn bezieht, und da heißt es: „Märchen und ich blieben bei Kauffmanns, wo es recht ludwigsburgisch und vertraulich war.“ Ludwigsburgisch und vertraulich sind für den Schreiber des Briefs daselbe. Abgestoßen von dem aufgeregten Treiben der Zeit fühlte sich Mörikes kindliche Seele dort zu Hause, wo ihn der Geist der Ludwigsburger Kindheit berührte.

Mit dem Tode des Vaters war unserm Dichter das Vaterhaus in Ludwigsburg genommen worden. Der 13jährige hat mit der Mutter und den Geschwistern nach Stuttgart übersiedeln müssen. Doch immer wieder, an seinem Geburtstag und in der Zeit der Ferien, zog es ihn in das Paradies seiner Jugend zurück, „beschlich er“, wie er selber sich ausdrückt, „die alten Pfade der Kindheit“. Das alte Ludwigsburg aber war so recht ein Ort für Dichter und Träumer.

„Was König Friedrich in seinen Anlagen geschaffen hatte“, sagt Prof. Velschner in seiner Monographie über Ludwigsburg, „war eine Dichtung in 3 Akten . . . Durch den Posilipo betrat der Besucher ein Land, wo die Märchenbilder Wirklichkeit geworden zu sein schienen. Dann stand er unversehens vor der Emichsburg . . ., wo ihn die Schauer des Mittelalters umfingen. Von da erreichte er . . . das Ziel einer den Sorgen des Lebens entrückten Gegenwart,“ den mit allerlei Spielgelegenheiten ausgestatteten Spielplatz und das hinter eisenverwachsenen Ruinenbogen versteckte Lusthaus.

Kein Dichter verdankt die Eigenart, das, was er geworden, bloß seiner Umgebung, aber die angeborene Hinneigung Mörikes zum Geheimnisvollen und Weltfernen wurde doch sicher durch die Stimmung gefördert, die von den eben geschilderten und noch von andern vielen Örtlichkeiten des alten Ludwigsburg ausging. In Tübingen versenkte sich später der Stifter Mörike mit einem gleichgesinnten Freunde in ein Reich der Phantasie, wo sie ein besonderes Land für ihre Träume, die Märcheninsel Drplid, erschufen. Zu Drplids Gottheit aber beugte sich als ihr „Wärter und König“ schon der Ludwigsburger Knabe. Hat er doch, wie er von sich selber in seinem „Maler Notizen“ erzählt, nicht bloß von der Mutter Märchen sich erzählen lassen, sondern schon frühe

selber angefangen, zauberhafte Geschichten zu erfinden. Die ihm lauschenden Kinder ließ er an einer hölzernen Treppenwand zwei Astlöcher sehen, wo Elfen und Kobolde aus- und einschweben konnten. Und wenn die Sonne hinter die Wand schien und der Pfropf purpurrot brannte, dann dachten sie sich, Erzähler und Zuhörer, dahinter eine See mit lieblichen Inseln und jedes glaubte, die wunderbarsten Dinge in der schönen Welt zu entdecken.

Mörrike und Ludwigsburg gehören zusammen und sind zusammengeblieben, so lange der Dichter lebte, trotz aller räumlichen Trennung. Sein Haupt- und Lebenswerk „Maler Nolten“ ist ja in der Vikarszeit entstanden, wo der Dichter heimatlos von Ort zu Ort sich schieben lassen mußte. Wie sehr aber sein Herz und seine Gedanken damals der alten lieben Heimat gehörten, das verraten uns zahlreiche Spuren in seinem „Nolten“. Wir denken nicht bloß bei der kleinen Residenz, in der das Talent des jungen Malers begünstigt wird, an Ludwigsburg; ganze Hauptstücke des Romans verdanken ihr Leben den Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. Jene Zigeunerin, die immer wieder auftauchend die ganze Handlung begleitet und schließlich den Maler, als vom Schicksal für sich bestimmt, selber beansprucht, ist eine Gestalt, die freilich vom Dichter später ganz ins Wunderbare und Unheimliche hinüber gespielt wurde, die aber zunächst einem wirklichen Erlebnis des Tübinger Studenten entstammte, das während eines Ferienaufenthalts bei einem Ludwigsburger Freunde seinen Anfang nahm und in Tübingen mit einem seelischen Zusammenbruch Mörrikes endete. Deutlicher und leichter erkennbar als im „Nolten“ ist die Ludwigsburger Landschaft in der Novelle „Lucie Gelmeroth“. Wie den Mecklenburger sein „Fritz Reuter“ eben auch wegen des Landschaftlichen ganz anders anheimelt als uns Schwaben, so müßten uns Schwaben und besonders uns Ludwigsburgern manche Dichtungen Mörrikes von vornherein vertrauter sein als andern, denen es nicht so leicht wird, mit ihrem Schauplatz in vertraute Beziehung zu treten. Eines der schönsten Gedichte Mörrikes ist der „Besuch in Urach“, wo er das Uracher Thal seines Lebens „andre Schwelle“ nennt. Wenn er auch kein Gedicht „Besuch in Ludwigsburg“ geschrieben hat, wir wissen es trotzdem, auch Ludwigsburg war „seiner tiefsten Kräfte stiller Herd“. Und daß er es geliebt hat wie keine andere Stadt, das hat uns ja, wenn wir je daran zweifeln wollten, Mörrike noch ausdrücklich gesagt in einem seiner zahlreichen Gelegenheitsgedichte. Ein Teller wilder Kastanien erinnert den 41jährigen an die „heimatlichen Schattengänge“, da er und andere Knaben die Früchte auf lange Schnüre reiheten oder auch im scharfen Krieg sich an die

Köpfe warfen. Und das Gedicht schließt mit den für Mörikes Sehnsucht bezeichnenden Versen:

„Trüg ich, ach! nur eine Weile
Noch am Schädel solche Beule,
Aber mit der ganzen Wonne
Jener Ludwigsburger Sonne!“

Doch ich denke, nicht bloß wir Ludwigsburger haben heute Anlaß, uns im Geiste Mörikes zusammenzufinden; es ist ja ein gut Stück schwäbische Seele, schwäbisches Empfinden, schwäbische Laute, was in so mancher seiner Dichtungen uns begegnet. Eine Persönlichkeit, wie er, konnte nur in der schwäbischen Heimat gedeihen: das wußte niemand besser als der Dichter selber. Einen ernstlichen Versuch, anderswo als in Schwaben zu leben, hat er daher nie gemacht, nicht einmal damals, als er in seiner Vikarszeit dem Pfarrdienst und Predigtwesen zu entinnen suchte und bereit, „alles nur kein Geistlicher“ zu werden, jede Sekretärstelle seinem Dienste vorgezogen hätte. Wie gern hätten dann später die Münchner Dichter, vor allem Geibel, der die äußere Armut Mörikes kannte, ihn in die Nähe des Bayernkönigs gezogen, aber nichts konnte den am liebsten in der Verborgenheit Lebenden dazu bestimmen, das Heim, das er damals in Stuttgart gefunden hatte, mit der bayrischen Hauptstadt zu vertauschen. Und er tat recht daran. Man hätte ihn damals in München so wenig verstanden wie in Berlin. Denn Mörikes Muse war, wie Paul Heyse in seinem Sonett sie gezeichnet hat, „ein Schwabenkind“.

Läßt uns sein „Maler Kolten“ einen tiefen Blick tun in den Ernst seines Dichterlebens, so rollt sich in dem längeren erzählenden Gedicht „Der alte Turmhahn“ ein heiteres Bild von einem Stück schwäbischen Pfarrlebens auf. Wie leicht hätte die Abwendung von der Welt, das Alleinsein, unsern Mörike melancholisch machen können, wenn ihn nicht ein über die Dinge der Welt sieghaft sich erhebender Humor davor bewahrt hätte. Ein Stück dieser souveränen Höhe der Gesinnung, der Großes klein und Kleines groß werden kann, hat der Dichter seinem Hahn verliehen, der so lange die Welt von oben herab beschauen durfte und nun plötzlich, wegen seines Alters schmäählich abgesetzt, zum alten Plunder auf den Hof eines „rußigen Lämmels“ zu liegen kam. Doch er weiß sich in den Lauf der Welt zu finden, zumal er das unvermutete Glück hat, einen neuen „annutsvollen Ruhesitz“ auf dem alten Rachelofen des Pfarrers zu bekommen, und wenn ihn da je wieder der stille Wunsch ankommt, gelegentlich auch in der Außenwelt sich umzusehen, dann wird der eitle Sinn sofort niedergeschlagen mit den Worten: „Du, alter Scherb, schämst du

dich nicht? . . . Du hast dein Teil! Geh in dich, nimm dein Ende wahr! Wirst nicht noch einmal 100 Jahr.“ Welch seelischer Reichtum quillt aus den einfachen Versen in der Art des Hans Sachs! Eine Harmonie mit der Welt, mit sich selbst, mit allem, ein Freisein von jeder drängenden Begierde, wie wir es nur beim echten Dichter finden.

„Und die helle Freude zücket Durch die Schwere, so uns drückt“, auch beim Lesen der gut schwäbischen Erzählung vom Stuttgarter Huzelmännlein, die nur aus dem Humor einer schwäbischen Seele, wie sie Mörke eigen war, herauswachsen konnte. Die Geschichte vom Schusterseppe und seinem Tröster, dem Pechschwiger, die Episode von der schönen Lau, die fünfmal von Herzen lachen muß, ehe sie aus ihrer Verbannung im Blautopf zu ihrem Gemahl, dem mächtigen Donaunig, zurückkehren darf, und dann am Schluß das Glück des armen Schusters, der, trotzdem er die Glückshuhe verwechselt hat, und gerade deswegen, sein Bronese findet: das alles wird immer wieder jedes gesunde schwäbische Gemüt bezaubern und uns ein befreiendes Lachen mitgeben auf die Wege des Alltags mit dem mannigfaltigen Pech, das uns da begegnen mag. Mögen wir uns auch, sowohl hier als anderwärts bei Mörke, in der Welt der Romantik, des Übernatürlichen, befinden, die unserer Zeit nicht mehr so recht passen will, das Phantasiemäßige wird uns durch des Dichters Kunst zur Wirklichkeit, alles Wunderbare ganz natürlich.

Was soll ich noch viel von andern ergötzlichen und zugleich echt schwäbischen Figuren sagen, von dem fanatischen Essigfabrikanten und Präzeptor Ziborius und seiner Frau, oder von der urkomischen Gestalt des „Sichern Mannes“, des RiesenSuckelborst, den nur schwäbische Schalkhaftigkeit so zeichnen konnte, wie er über die Erde und durch die Hölle tappt und den Göttern Stoff zu süßem Gelächter gibt beim himmlischen Mahle? Diese Dinge wollen gelesen und unmittelbar genossen sein.

Aber Mörke ist doch nicht nur ein Dichter für uns Schwaben, er verdient es, wie unser Uhland und Schiller, daß seine Werke zu dem geistigen Gut gehören, das uns Deutsche durch unser ganzes Leben begleitet. Der Roman seines Lebens, an dem er bis zu seinem Tode immer wieder gebessert und gefeilt hat, sowie die Perle unter seinen kleineren Erzählungen, die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, in der seine Kunst der strahlenden Freude und Schönheit in einzigartiger Weise ahnungsvolle Trauer zugesellt hat, sie reihen unsern Dichter für immer unter die klassischen Meister deutscher Prosaunst. Worin Mörke aber mit Goethe verglichen und neben diesen großen unter den deut-

ſchen Dichtern ohne weiteres geſtellt werden kann und muß, das iſt ſeine Lyrik.

Beide Dichter hat die Liebe wiederholt erfaßt, und in den Liedern beider hat ſie vielfältigen und lebendigen Ausdruck gefunden. Wie oft in der einfachen und eben durch Einfachheit entzückenden Form des Volkslieds! Und welch reizendes Wunderwerk iſt der Liebesroman zwischen König Ringangs Töchterlein und dem Knaben, in wenigen Strophen, lauterſte Muſik, von der keine Worte des Redners eine zureichende Vorſtellung geben können. Sie wollen geſungen ſein. Schon die früheſten Liebeslieder des Tübinger Studenten zeigten reifeſte Kunſt, an Goethe erinnernd und doch ſchon Mörike's Eigenart verratend. Goethe, vom Erlebnis ergriffen, läßt die Empfindung ſofort im Liede ſich ausſtrömen, Mörike muß ſich zunächſt vom Erlebnis, von der Wirklichkeit, losreißen, ſeine Liebe muß Sehnsucht werden. Dann aber vollendet ſein Traum, was die Wirklichkeit nicht gewährt, und aus tiefeſter Empfindung entſteht ein Lied wie:

„Ein Irrſal kam in die Mondſcheingärten
Einer einſt heiligen Liebe“ und
„Aufgeſchmückt iſt der Freudenſaal.“

Jene innerliche Frömmigkeit, die Goethe in den Verſen ſchildert:

„In unſeres Buſens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Höhern, Keinem, Unbekanntem
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich den ewig Ungenannten“ —

dieſe Frömmigkeit findet auch bei Mörike ihren Ausdruck:

„Kann auch ein Menſch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, ſein?“

Verzagt antwortet der Dichter zunächſt mit Nein. Dann aber leuchtet es in ihm auf:

„Sollt ich mit Gott nicht können ſein,
So, wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?“
„Ein ſüßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte ſein,
Gott ſelbſt zu eigen haben auf der Erde!“

In der Natur ſieht der Dichter ein großes Weben und Walten der Liebe:

„Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel,
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, ſag mir, alleinſige Liebe,

Wo du bleibst, daß ich bei dir bleibe!

Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.“

Heimatlos, wie die Winde, streift die Liebe durch die Welt.
Der Sonne goldner Kuß dringt ihm bis ins Geblüt hinein, sein
Ohr lauscht dem Ton der Biene:

„Ich denke dies und denke das,

Ich sehne mich, und weiß nicht recht, nach was:

Halb ist es Lust, halb ist es Klage;

Mein Herz, o sage,

Was webst du für Erinnerung

In golden grüner Zweige Dämmerung?

— Alte unennbare Tage!“

Natur betrachten heißt beim echten Künstler Natur beseelen.
Alles bekommt eine Seele, der Tag, die Wolken, die Winde. Und
der Fluß in den der Dichter taucht, trägt seit alten Tagen ein
seltsam Märchen mit sich herum und müht sich, es zu sagen:

„Der Himmel blau und kinderrein,

Worin die Wellen singen,

Der Himmel ist die Seele dein.“

Der Schwimmer taucht in des Flusses Flut und zugleich in
den blauen Himmel, der sich im Flusse spiegelt, in die Tiefe seiner
Seele. Was ist so tief wie diese „vertiefte Bläue“?

„Die Liebe nur alleine.

Sie wird nicht satt und sättigt nie

Mit ihrem Wechselscheine.“

Besonders aber die Nacht enthüllt dem sinnenden Dichter
ihre tiefsten Wunder. Dunkel und Schweigen herrschen. Nur
die Quellen erzählen der Mutter vom Tage. Aber sie mag dem
Schlummerlied nicht lauschen, lieber hebt sie sich zum dunkel-
blauen Himmel empor.

Der Schluß der heutigen Vortragsfolge wird das wunderbare
Gedicht „Um Mitternacht“ vollständig bieten.

Wessen Herz es einmal in sich aufgenommen hat, sagt einer
der berufensten heutigen Literaturverständigen, den wird die
Stimmung des Liedes bezaubern; den letzten Schleier aber von
der Seele dieses Gedichtes zu ziehen ist dem Verstand unmöglich.
„Denn vermöchte er es, Mörke wäre nicht Mörke: ich affende
Urkraft der Natur.“

Ludwigsburgs Einwohner haben des großen Dichters, der
einst unter ihnen wandelte, nicht erst heute, sie haben seiner wieder-
holt in aller Öffentlichkeit gedacht, schon zu einer Zeit, wo Mörke-
sche Poesie in Schwaben und in Deutschland noch wenig galt.
Wenn wir heute wieder zusammengekommen sind, um des großen

Toten zu gedenken, so soll die Gedenkfeier nicht eine bloß äußere Ehrung sein — an solcher lag schon dem Lebenden recht wenig — aufleben soll er unter uns, in unseren Herzen. Wenn aber die Lieder und die Gedichtvorträge, in denen Mörike selber uns heute abend anspricht, verklungen sind, dann möge in unsern Herzen haften bleiben etwas von der unerschütterlichen poetischen Gesinnung, die Hermann Kurz so sehr an dem Freunde bewundert hat, etwas von der kindlich reinen Gesinnung, die den Dichter sein ganzes Leben hindurch und durch alle seine Werke begleitet hat. Dann war er unser, dann bleibt er unser.



Das Mörike-Zimmer im Favoriteschloß

zu Ludwigsburg.

Von E. Belschner.

In dem wunderherrlichen Favoritepark zu Ludwigsburg steht unmittelbar neben einer alten Römerstraße an außerordentlich glücklich gewählter Stelle das Favoriteschloß. Auf smaragdgrünem Rasen sich erhebend leuchtet es dem Besucher aus dem weitgezogenen Kranz mächtiger Kastanien, Linden und Eichen in seiner architektonischen Schönheit mit heller Farbe schon von ferne entgegen. Seit dem Jahre 1921 ist es die Sammelstätte des Ludwigsburger Heimatmuseums geworden. In zwei großen Sälen und nicht weniger als acht Zimmern beherbergt es neben der früheren Winterischen Sammlung, der jetzigen „Richard Franckstiftung Altwürttemberg“, die mannigfaltigen Schaustücke der Sammlung des Historischen Vereins. Unter den Zimmern ist das kleinste, aber vielleicht das feinste, dem Andenken des Dichters **Edward Mörike** gewidmet.

Durch das unvergleichliche **Vischerzimmer** gelangen wir zur Türe. Öffnen wir sie, so überkommt uns eine wahrhaft andächtige Stimmung, und die Worte, die Mörike seinem Turmhahn beim Eintritt in sein Pfarrhaus in den Mund legt:

„Hier wohnt der Frieden auf der Schwell,

In den geweißten Wänden hell“,

drängen sich uns unwillkürlich auf die Lippen. Rechts zieht ein alter zweistöckiger Kachelofen die Aufmerksamkeit zunächst auf sich. Er ist zwar etwas anders geartet als der Pfarrhausofen in Cleverfulzbach, aber darum doch der Stimmung ganz und gar nicht abträglich. Aus Herzog Karls Zeit stammend trägt er neben seinem Wappenschmuck die Jahreszahl 1764, und zu beiden Seiten zierliches Schnörkelwerk in Kokoformanier. Auf ihm hat statt des längst nach Weimar und von dort nach Marbach weggeflogenen Turmhahns die Glocke vom Geburtshaus des Dichters, deren Ton dem Knaben und dem Mann nach seinen eigenen Worten immer besonders anheimelnd zum Herzen drang, ihren „anmutsvollen Ruhesitz“ gefunden. Dann aber fesselt uns an der Gegenwart die geistbelebte Büste des Dichters, bei dem wir hier zu Gast willkommen. Sie ist das Kunstwerk des längst verstorbenen Bildhauers

W. Kösch und als köstliches Geschenk durch dessen Freund, den Bildhauer Löffler in Stuttgart, in den Besitz des Historischen Vereins übergegangen. Mit der an ihr angebrachten Punktierung vermag sie heute noch zu zeigen, daß sie einst als Urbild bei der Herstellung der Stuttgarter Marmorbüste am Fuß der Silberburg gedient hat. Die stille Ecke beim Ofen ist einem behaglichen Polsteressel mit dem alten großblumigen Überzug eingeräumt. Ein Rundtischchen davor trägt auf seinem Teppich die Lampe, bei deren „Trost der Dichter oft alleine saß“; und neben der vertrauten Genossin seines Sinns, Dichtens und Denkens die „Amtspflege“, zum Reinigen der Pfeife bestimmt, wie sie in keinem Gelehrtenzimmer jener Tage fehlte. Wer gedenkt dabei nicht der Verse des Dichters, worin er dem tiefbefriedigten Gefühl Worte leiht, das sich bei ihm dann einstellt, wenn das geistige Genießen noch durch ein sinnliches ergänzt wird:

Was doch das Rauchen die Lektür verjüßt,

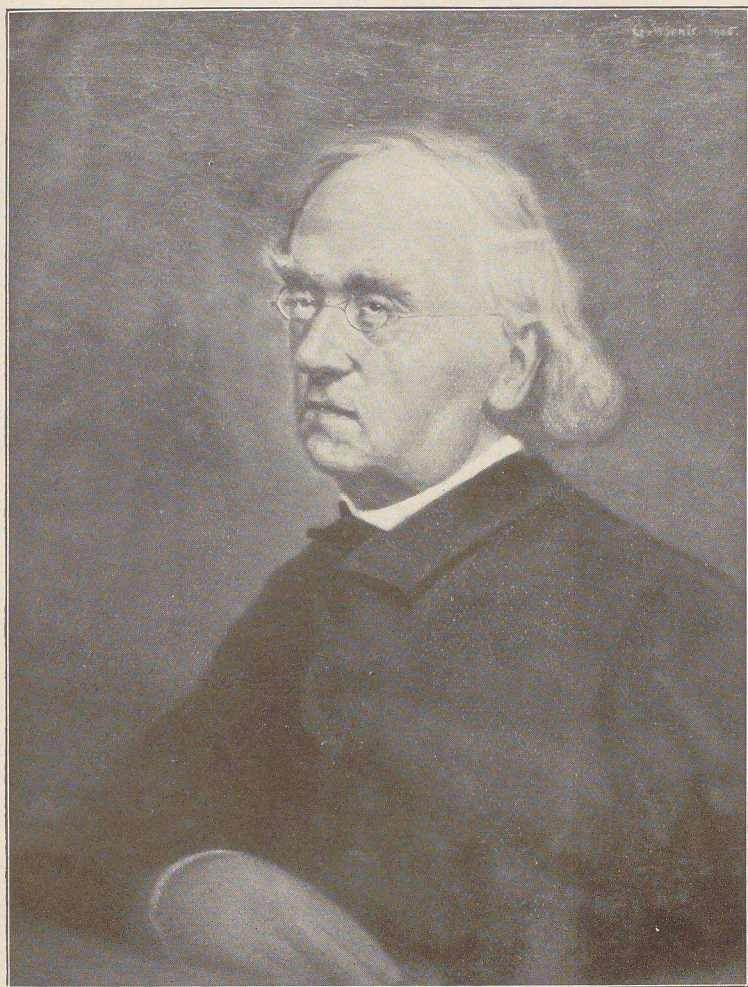
Wenn man so im Wilhelm Meister liest?

Ist uns bei näherer Betrachtung doch, als röchen wir noch den „Gelahrtenduft“ des lieben „Jungfernklosters“, oder stammt dieser gar von jenem „jhrischen Kraut“, mit dem den Dichter einst zu angenehmster Überraschung sein ehemaliger Lehrer R. L. Roth erfreute? — Zur Rechten der Büste dehnt sich der behagliche Sofa, dessen Bespannung dieselben halb verblichenen Blumen aufweist, wie der Sessel. Er erinnert an ein köstliches Erlebnis, das einst Mörikes Freund, dem Maler M. Schwind, auf ihm widerfuhr. Dieser hatte sich nach Tisch auf dem Sofa ruhsam zum Mittagsschlaf ausgestreckt, während sich der Dichter und seine Familie zurückzog. Das alles hatte der vierbeinige Hausgenosse des Dichters, der Kater „Weißling“, der sich für einige Zeit in einem Versteck unsichtbar zu machen wußte, mit dem seinem Geschlechte eigenen scharfen Auge verfolgt. Kaum hatte sich der Künstler dem süßen Schlaf überlassen, da erkletterte der Kater die Rücklehne des Sofas, und mit raschem Sprung setzte er sich auf den emporstehenden Bauch des Malers, den er sich zum bequemen Ruheplatz ausersehen hatte. In jähem Schreck fuhr der Künstler auf, seinen Verdruß in heftigen Scheltworten entladend. Die ganze Szene stimmte indes so sehr zur Heiterkeit, daß Mörike nicht umhin konnte, den Augenblick des Katersprungs in einem Bilde festzuhalten. Man erblickt auf dieser Zeichnung über dem Sofa eine Wiedergabe des ergreifenden Bildes des alttestamentlichen Dulders Hiob und seiner drei Freunde von Eberhard Wächter. Auch jetzt ziert wieder ein solches Schmuckstück die Sofawand. Rechts tritt ihm das Bild eines Freundes, des Professors Mähr-

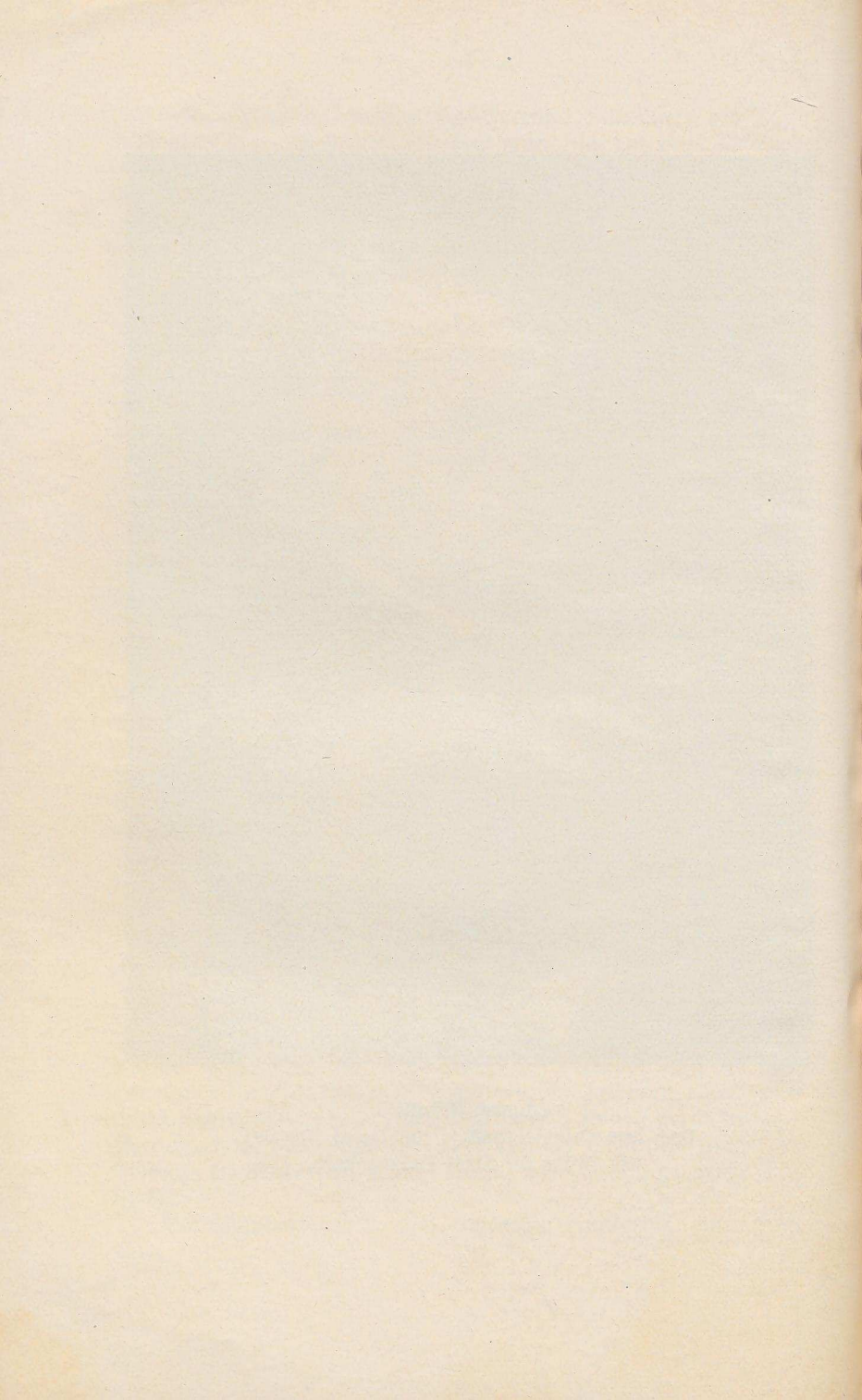
len, links das des Herrn von Speeth, eines Schwagers des Dichters, zur Seite. Auf dem polierten Rundtisch vor dem Sofa hat eine Vitrine, angefüllt mit allerliebsten Muscheln und Seetieren, wie sie Mörike im Laufe der Jahre ersammelte, ihren Platz gefunden. Dieses Schaukästchen wirft mit seinem anziehenden Inhalt ein bezeichnendes Licht auf den Mörike eigenen Sammeltrieb, den er auch später noch als Petrefaktenforscher mit viel Lust und Behagen festgehalten hat. Daß dabei auch der bequeme mit schwarzem Wachstuch bespannte Armstuhl nicht fehlt, der zu verweilender Betrachtung einlädt, ist wohl kein bloßer Zufall. Man fühlt sich an einem anheimelnden Ort, dessen Wirkung noch erhöht wird durch die von der Decke herabhängende weiße Lampe, aus der eine zarte Schlingpflanze ihre feingliedrigen Ranken herabsluten läßt, und durch den an der Wand nebenan hängenden kleinen Bücherständer. Auf ihm erblicken wir neben Büchern, die Mörike einst in seinen Lehrjahren viel benützte, die schöne Göttaische Schillerausgabe und u. a. die sorgfältig von dem Dichter behütete Handschrift *Medicina philosophicis principiis exstructa* mit einer Vorbemerkung von seiner Hand aus dem Jahre 1869, woraus hervorgeht, wie hoch der Sohn „diese Probe väterlichen Fleißes“ geschätzt hat.

An der Nordwand zieht auf einer einfachen altertümlichen Kommode, die, wie die meisten Möbel des Zimmers, noch von Mörikes Mutter her stammt, eine polierte Schatulle von bräunlicher Farbe die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Erwerbung hat dem Dichter einst große Freude bereitet. In einem Briefe an Hartlaub berichtet er darüber unter dem 11. Okt. 1851: „Bei der berühmten Auktionsthrannin H. in der Neckarstraße (zu Stuttgart) fand ich neulich eine Schreibschatulle aus Mahagoniholz mit Paltsanderstreifen eingelegt, verschiedenen Behältern, Schreibzeug usw. ganz so wie ich es wünschte zu 3 Gulden 24 Kr.; sie kostete neu zum mindesten eine Karolin, da sie sehr hübsch, solid und höchst wahrscheinlich französische Arbeit ist. Das nächstemal mußt Du und die I. Konstanze doch auch einmal mit uns zu dieser grandiosen Tröblerin. Es ist eine wahre Zigeunerfamilie, wenn man die Gesichter ansieht.“ Die Schatulle hat in der That sehr schätzenswerte Eigenschaften. Klappt man den schief zur Höhenlinie eingefügten Deckel um, so hat man einen niedlichen Schreibpult vor sich, den Mörike auf Reisen gerne benützte. Den freien Raum rechts und links von der Schatulle zieren, des Dichters Liebhabereien kennzeichnend, zwei prächtige große Muscheln.

Der Kommode tritt, sich angenehm einfügend, eine große



Eduard Mörike
Nach dem Originalgemälde von Georg Mörnle,
im Besitze der Stadt Ludwigsburg.



Vitrine zur Seite, die eine Reihe kostbarer Andenken enthält. Den Mittelpunkt beansprucht darin billigerweise das weiße Schramberger Porzellan-Schreibzeug des Dichters, das auch das scharfgeschliffene Federmesser und mehrere Gänsekielschreibfedern trägt, denen man ansieht, daß sie manchem schönen und guten Wort ihres Meisters Flugkraft geliehen haben. Mörke bediente sich Zeit seines Lebens des Gänsekiels und schnitt ihn selbst zurecht; verstand er es doch vortrefflich, die Federn „nach dem Charakter“ zu schneiden, namentlich wenn er damit befreundeten Personen eine Freude bereiten wollte. Rechts und links vom Schreibzeug sind Briefe, Gedichte, Zeichnungen und dergl. von des Dichters Hand ausgebreitet, alles anzuschauen „zierlich wie des Vogels Tritt im Schnee.“ Letzteres gilt in besonderem Maße von dem großen Albumblatt, das Frei-
fräulein Natalie v. Stetten aus ihrem Besitz dem Verein zum Geschenk gemacht hat. Zwar hat der von Autographensammlern vielgeplagte Dichter sich nicht mit eigenen Versen darauf verewigt. Dafür aber hat er seiner Schülerin eine ganze Anzahl bedeutungsvoller Aussprüche Goethes als Geleitworte fürs Leben mitgegeben. Ganz in dem Sinne, in dem er einmal bei ähnlicher Gelegenheit schrieb:

„Hab' ich aus dem eig'nen Garten
Nichts von Früchten aufzuwarten:
Hinter meines Nachbars Hecken
Gibt es, die noch besser schmecken.“

Ein wertvolles Andenken ist auch die Taschenuhr, die ihren Besitzer jahrzehntelang begleitete und ihm so manche Stunde, gut und böß, wie's eben kam, anzeigte. Als ein besonders hübsches Stück macht sich unter den zur Schau gestellten Kostbarkeiten das niedliche Schiefertäfelchen bemerkbar, in das der Dichter seiner Schwester Alara den Grundriß seines Geburtshauses eingrub. Dieses sein Geburtshaus, der beglückende Schauplatz seiner Jugendträume, war ihm so innig ans Herz gewachsen, daß er es jedes Jahr, wenn es sich nur irgendwie machen ließ, an seinem Geburtstag besuchte und sich, in anmutige Kindheitserinnerungen versenkt, an seinem Anblick weidete. In der Nähe der Vitrine erblicken wir ferner den berühmten Regenschirm, als dessen Träger Konewka den Professor am Stuttgarter Katharinenstift, bedeckt vom hohen Hute, in einem einzigartigen Schattenriß verewigt hat. Eine Wiedergabe dieses Bildchens hat neben dem Schirm Platz gefunden. Der Künstler hat ihm bekanntlich durch ein beigegebenes entzückendes Kesslein einen köstlichen Reiz verliehen. Und wie lieblich trifft es sich nun, daß regelmäßig

jeden Morgen, „früh wenn die Hähne krähn“, ein ganzes Rudel solcher zierlichen Tiere am Fenster des dem Andenken des Dichters geweihten Zimmers wie zum Gruße vorüberhücht, um in der Nähe Atmung zu erhaschen. Beseligende Wonne wäre in des Dichters Brust eingezogen, hätte er dessen ein Zeuge sein dürfen.

Endlich gilt es noch einen hochwillkommenen Zuwachs zu erwähnen. Kunstmaler G. Wörnle in Stuttgart hat auf Grund von Bildern des Dichters (Litho- und Photographien) und nach Angaben seiner noch lebenden Tochter, Frau Fanny Hildebrand, mit viel Liebe und Hingabe ein sprechendes lebensgroßes Öl= bild Mörikes gemalt, das von allen, die den Dichter noch im Leben genauer kannten, als vorzüglich getroffen begutachtet wird. Dieses Bild hat die Stadtgemeinde erworben und dem Historischen Verein zum Zweck der Ausschmückung des Dichtersimmers übergeben. Es hängt nun an hervorragender Stelle inmitten der Bilder, die einst das Zimmer des Dichters schmückten und bringt jedem Besucher dessen geistbelebte Züge zur Anschauung.

Wie manches bedeutungsvolle, sinnreiche Angedenken — alle hochherzige, dankenswerte Schenkungen der Witwe, der Tochter, der Schwester des Dichters oder Erwerbungen des Historischen Vereins — verdiente hier noch erwähnt zu werden. Doch es sei genug. Möchten nur recht viele das stimmungsvolle Zimmer mit seinem intimen Reiz besuchen. Sie werden sich wunderbar berührt fühlen von dem Dichtergeiste, der darin lebt und webt, und es als eine Stätte geistiger Erhebung in freundlicher Erinnerung behalten.



K. L. August und Henriette v. Phull.

Von E. Schübelin.

Zu den Männern, die entscheidend in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen haben, zählt unstreitig Karl Ludwig August v. Phull*), der am 6. November 1757 in Ludwigsburg zur Welt gekommen ist. Sein Vater Karl Ludwig Wilhelm August war damals Oberst des Kreisdragonerregiments, im Jahr 1760 Generalmajor und Inhaber eines Kürassierregiments, zuletzt Generalleutnant und Befehlshaber aller von Württemberg zum Schwäbischen Kreis gestellten Truppen.

Neigung und Familienüberlieferung führten den Jüngling in die Offizierslaufbahn. Seine kriegswissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der Militärakademie, der späteren Karlschule, wo sie damals bei Ingenieuren und Artilleristen gewöhnlich 3 Jahre in Anspruch nahm, während für die übrigen Zöglinge, wenigstens von 1783 an ein kürzeres Studium zu genügen schien. Da man damals allgemein die Kriegskunst als angewandte Mathematik betrachtete, so wurde auf dieses Fach der Hauptnachdruck gelegt. Dementsprechend waren die Lehrer der Kriegswissenschaft, die von Haus aus Offiziere waren und nachher wieder zur Truppe zurückversetzt wurden, alle Mathematiker. Der Hauptlehrer war von 1771—1794 Jakob Friedrich Kösch, seit 1790 Ingenieurmajor und 1793 Oberst, ein reiner Theoretiker, ohne militärische Erfahrung. Deshalb war auch der ganze Unterricht Schulweisheit, die Napoleon mit Leichtigkeit über den Haufen warf.

Im Jahre 1777 trat v. Phull in preussische Dienste, wo

*) Die Familie v. Phull (gleichbedeutend mit Pul, Pule, Puel, Puhl) stammt aus der Mark Brandenburg und führt ihren Ursprung auf Henricus de Pule zurück, der 1215 als Zeuge urkundlich zuerst erscheint. Die Stammreihe beginnt mit Otto v. Puel (1375—1420), Herrn auf Wiesdorf. Im Jahr 1480 wird Nikolaus v. Phull als kurbrandenburgischer Kammergerichtsrat genannt. Nach ihm verzweigte sich das Geschlecht bald in verschiedene Linien, aus denen eine lange Reihe hochverdienter Männer hervorging, die sich in preussischen, östreichischen, schwedischen, sächsischen und württembergischen Diensten als Beamte, vorwiegend aber als Offiziere ausgezeichnet haben.

Der Stammherr der württembergischen Linie ist Kurt Christoph auf Seeßen und Wildenstein (1630—1701), kursächsischer Oberkammerherr, halbsächsischer Geheimrat und Kammerdirektor und Administrator des Erzstifts Magdeburg. Von seinen 10 Kindern traten zwei Söhne in württembergische Dienste: 1) Johann August (1669—1746); er erwarb im Jahre 1723 durch Kauf das unter schweren Opfern von den Ämtern Göppingen, Wendlingen, Kirch-

König Friedrich II. bald auf den hochbegabten jungen Mann aufmerksam wurde. Er zog ihn in seine Nähe und nahm ihn 1781 in seinen Generalstab auf, wo er ihn seiner höchsteigenen Unterweisung würdigte. Nach dessen Tode dem Hauptquartier des Feldmarschalls v. Mollendorf während des 1. Koalitionskriegs zugeteilt, zeichnete sich v. Phull 1793 bei Karlsberg derart aus, daß ihm der Orden Pour le mérite verliehen wurde. Im Jahre 1805 rückte er zum Generalquartiermeister auf und war

heim und Baedung begonnene sog. Göppinger Amtshaus (Wilhelmstraße 1), um es bis zum Jahre 1724 auf seine Kosten zu vollenden. Nach Art der französischen Landhose um einen allseitig umbauten Hof angelegt, wurde es von Frisoni für die Bedürfnisse der „Kanzlei“ umgebaut, deren Übersiedelung von Stuttgart in den Jahren 1727—1730 erfolgte. Es beherbergte schließlich den Geheimen Rat, den Regierungsrat, die Rentkammer, das Konjistorium, den Kirchen- und den Kriegsrat. Von dieser einstigen Bestimmung führt das Gebäude heute noch den Namen Kanzleikaserne, nachdem es unter Herzog Karl Eugen als Gardekaserne und Militärwaisenhaus, unter seinen Nachfolgern (bis 1919) als Infanteriekaserne gedient hatte. Johann August v. Phull war pfälzischer Kammerherr, Generalfeldmarschallleutnant, Inspekteur der Kavallerie des Schwäbischen Kreises, zuletzt Obervogt in Göppingen; seit 1720 in dritter Ehe mit einer Tochter des Kabinettsministers Grafen v. Grävenitz verheiratet, starb er in Ludwigsburg. 2) Ludwig Dietrich (1673—1745), württ. General der Infanterie, Kapitän der prächtigen Leibwache Eberhard Ludwigs und Inhaber eines Infanterieregiments. Während der letztere unvermählt starb, hinterließ Johann August einen Sohn, den oben genannten Karl Ludwig Wilhelm August (1723—1797), der der Vater unseres Karl Ludwig August (1757—1826) ist.

Ein weiterer Sohn Kurt Christophs, Namens August (1671—1732), blieb in kurfürstlichen Diensten, wo er es zum Hauptmann brachte, ebenso dessen Sohn Leopold August (1705—1741), kurfürstlicher Rittmeister. Des letzteren Sohn aber, Heinrich August Friedrich Leberecht (1735—1818), nahm in Württemberg Dienste, wurde Generalfeldzeugmeister und Gouverneur von Stuttgart und ist als der zweite Stammherr der württembergischen Linie zu betrachten.

Aus seiner Ehe mit Eleonore, Freiin v. Reichach, gingen nämlich 3 Söhne hervor: 1) Friedrich August Heinrich Leberecht (1767—1840), General der Infanterie und K. Gesandter, vermählt mit Wilhelmine v. Dungen. 2) Ernst Leopold August (1768—1828), gestorben als Staatsminister, nachdem er durch seine Ehe mit Philippine Charlotte v. Rieppur (am 29. Mai 1787) den Beinamen Rieppur und damit das Rittergut Obermönshheim (D. M. Leonberg) an seine Familie gebracht hatte. 3) Karl August, nach dem der Phullsche Pavillon der Akademie benannt sein dürfte (1770—1843), Oberschloßhauptmann in Göppingen und K. Kammerherr. Des letzteren gleichnamiger Sohn (1808—1864) war zuletzt Oberjustizdirektor und hinterließ aus seiner Ehe mit Julie Schickhardt außer einer an den Stuttgarter Professor Gustav Konz verheirateten Tochter Anna einen Sohn, den Fhrn. Karl August Alexander (1840—1910). Dieser wurde nach seiner Niederlassung als Fabrikant in Brünn 1879 auch in den österreichischen Freiherrnstand aufgenommen. Seine noch heute lebenden Nachkommen sind: August Georg Gustav Fchr. v. Phull, geb. am 24. März 1870 in Brünn, R. K. Leutnant a. D., und dessen Schwester Hedwig Anna Berta, geb. am 20. Nov. 1873 und

1806 als Oberst Generalstabchef des Königs Friedrich Wilhelm III., nahm aber als solcher keinen Anteil an den Kriegshandlungen, da der König die Befehlsgewalt nicht ausübte. Trotzdem erhoben sich vereinzelt Stimmen, die v. Phull und mittelbar den Unterricht in der Karlschule für die Niederlage bei Jena mitverantwortlich zu machen suchten. Aus Unwillen darüber und unzufrieden mit der preußischen Kriegsführung, auf die er keinen Einfluß zu gewinnen vermochte, beschloß Phull, in Rußland Kriegsdienste zu nehmen, da er schon damals ahnte, daß an diesem Felsen

seit 2. März 1896 vermählt mit Dr. Stephan Frhrn. Haupt von Buchenrode.

Das Recht zur Führung des Freiherrentitels, das der Familie in Kurpfalz seit 1715 zustand, war nämlich den drei Söhnen des Stammherrn und ihren Nachkommen in Württemberg bestätigt worden, und zwar Friedrich 1828, seinen zwei Brüdern 1834. (Diese letzteren ruhen mit ihrem Vater auf dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart).

Das Familienwappen zeigt in Blau übereinander drei den Schildrand berührende Regenbogen. Auf dem Schilde ruht die Freiherrnkron. Auf dem gekrönten Helm mit blau-silberner Decke steht ein von drei goldenen Sternen begleiteteter, grüner Palmbaum, überhöht von einem Regenbogen, über dem wieder ein Stern schwebt.

Im Jahre 1640 hatte Ernst Friedrich v. Rieppur (aus einem alten schwäbischen Adelsgeschlecht, dessen gleichnamiges Stammeschloß in der Markgrafschaft Baden bei Karlsruhe stand) von Herzog Eberhard III. den Burgstall zu Untermonsheim als Kunkellehen (mit dem auch die weibliche Erbfolge verbunden war) erhalten, während schon 1584 der Markgräfl. Badische Haushofmeister Batt v. Rieppur vom Markgrafen Ernst Friedrich von Baden mit Obermonsheim belehnt worden war. Beide Lehnen wurden mit der Zeit in einer Hand vereinigt und verblieben der Familie, bis mit Christoph Friedrich v. Rieppur 1782 der Mannstamm erlosch, worauf ihn seine Erbtöchter Philippine Charlotte im Besitze folgte. Als diese sich nun 1787 mit dem nachmaligen Staatsminister Ernst v. Phull, dem Stammherrn der zum ritterschaftlichen Adel zählenden Familie Phull-Rieppur, vermählte und ihm das Rittergut als Heiratsgut zubrachte, erhob die Familie v. Reischach dagegen Widerspruch, aus dem sich der berühmte, langjährige Lehensprozeß entspann, der endlich am 15. Februar 1826 im Vergleichsweg dahin erledigt wurde, daß die Freifrau v. Phull-Rieppur das Rittergut gegen eine Abfindungssumme von 42 000 Gulden an die Reischach behielt.

Das Wappen der Freiherren v. Phull-Rieppur ist ein senkrecht gespaltener Schild, dessen rechte Hälfte das Phullsche Stammwappen enthält, während links in Rot zwei aufgerichtete, silberne Holzschlüssel mit viermal gezahnten Bärten auf die Rieppursche Familie hinweisen. Von den zwei Helmen ist der rechte gekrönt und zeigt die Kleinodien des Stammwappens mit blau-silberner Decke; auf dem linken mit rot-silberner Decke sind die Holzschlüssel. Das Geschlecht erlosch im Jahre 1918 mit dem 1857 geborenen Frhrn. Eduard, dessen Tod 8 Tage nach dem Brand erfolgte, dem das Schloß Obermonsheim bis auf einen Flügel am 18. Januar 1918 zum Opfer gefallen war. Mit dem Wiederaufbau wurde 1922 begonnen, nachdem das Rittergut durch Erbfolge auf die Freiherren v. Gaisberg-Schödingen übergegangen war.

Napoleons Glückschiff zerschellen werde. Als er nun im Jahre 1806 vom König mit einer Sendung nach Rußland betraut wurde, machte er auf den Kaiser Alexander I. einen so günstigen Eindruck, daß dieser seinen Eintritt in die russische Armee wünschte, was König Friedrich Wilhelm huldvoll genehmigte. Hull wurde nun als Generaladjutant im Rang eines Generalmajors der Person des Kaisers zugeteilt, dem er Unterricht in der Kriegswissenschaft erteilte.

Auf einer Reise nach Berlin im Jahre 1809 traf August v. Hull wieder mit Henriette v. Wedell, deren geistreiches Wesen ihn schon früher angezogen hatte, zusammen und führte die hochbegabte, ihm wesensgleiche Frau zum Traualtar.

Am 15. Oktober 1775 auf Schloß Schwerin in Hinterpommern geboren, wurde das von echter Herzensfrömmigkeit erfüllte Mädchen im Elternhause durch französische Erzieherinnen unterrichtet. In dieser Zeit fiel Henriette in eine schwere Krankheit, die eine dauernde Schwäche und Reizbarkeit der Nerven zurückließ. Zu ihren schönsten Jugenderinnerungen zählte der Aufenthalt im Hause ihres Onkels in Gremzow, wo sie mit der einzigen Tochter des Hauses, Charlotte, in innigster Freundschaft einige glückliche Jahre verlebte.

In ihrem 21. Lebensjahre vermählte sich die Jungfrau mit dem verwitweten Herrn v. Glasenapp auf Mahnow. Nur zu bald erwies sich diese Ehe, die Henriette hauptsächlich deshalb eingegangen hatte, um dem Töchterchen Luise ihrer frühvollendeten Jugendfreundin und Base Charlotte die Mutter zu ersetzen, als ein schwerer Mißgriff, der ihr großen Kummer bereitete. Da die Gatten nämlich nach Charakteranlage und Gemütsrichtung sehr verschieden waren, so gestaltete sich das Zusammenleben recht unglücklich, so daß sie sich nach acht Jahren scheiden ließen.

Weil sich aber das Kind von der geliebten Stiefmutter nicht trennen wollte, so überließ ihr Herr von Glasenapp seine Tochter bis zur Vollendung ihrer Erziehung, die noch fünf Jahre in Anspruch nahm. Dieser Aufgabe widmete sich Henriette in größter Zurückgezogenheit in Berlin. Sie kam dabei mit Männern der Wissenschaft in Berührung und legte sich auf das Studium der Philosophie, wodurch sie aber in ihrem kindlichen Glauben wankend gemacht wurde. Um nun die verlorene Seelenruhe wiederzugewinnen, lernte sie eifrig fremde Sprachen: Griechisch, das sie bald so sicher innehatte wie das Lateinische, das sie von ihrer Jugendzeit her kannte, sowie die meisten neueren Sprachen, darunter auch die russische, die sie sich in der unglaublich kurzen Zeit von 4 Wochen so weit angeeignet hatte, daß sie sich darin ver-

ständigen konnte. Als nun Luise mit dem 14. Lebensjahr ins Vaterhaus zurückkehrte, fiel Henrietten die Trennung sehr schwer, zumal ihr damit die Mittel zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts entzogen wurden.

Sie nahm deswegen gerne den wiederholten Antrag des Generals v. Phull an und reiste mit ihm wenige Wochen nach der in Berlin vollzogenen Trauung in seine neue Heimat. Der Weg führte durch Pommern, wo sie in Dramburg mit ihrer Mutter und Schwester zusammentrafen. Auch in St. Petersburg bewahrte Henriette ihrer Stieftochter die innigste Liebe und lud sie wiederholt zu Besuchen ein. Im Jahre 1811 wurde sie bei Hofe eingeführt; aber sie fühlte sich in der neuen Umgebung nicht behaglich, da sie im persönlichen Verkehr von dem Adels- und Geldstolz der russischen Gesellschaft abgestoßen wurde; auch vermißte sie gute Bücher. Im übrigen war sie durch schriftliche Arbeiten für ihren Mann stark in Anspruch genommen, da er unter den Russen keine vertrauenswürdige Person finden konnte, der er Einblick in seine geheimen Pläne hätte gewähren können.

Und der Tag war nicht mehr ferne, an dem das in schlaflosen Nächten ersonnene und sorgfältig gehütete Geheimnis das Licht des Tages erblicken sollte. Das europäische Festland lag zu Napoleons Füßen mit Ausnahme Rußlands. Darum beschloß der Eroberer, dieses Riesenbollwerk, das allein noch seinen Siegeslauf hemmte, zu zertrümmern. Nachdem er in Dresden, wo sich außer den Rheinbundfürsten auch der Kaiser von Osterreich und der König von Preußen zur Huldigung eingefunden hatten, mehrere Tage lang glänzend Hof gehalten hatte, begab er sich zur Großen Armee, die Franzosen, Östreicher, Preußen, Rheinbündler, Polen, Italiener und Illyrier vereinigte, und überschritt mit ihr am 24. Juni 1812 den Njemen. Dieses Ereignis hatte General v. Phull schon lange vorausgesehen; und da er von der Überzeugung durchdrungen war, daß bei den überragenden Feldherrngaben Napoleons und der größeren Kriegstüchtigkeit seiner Armee die russische im offenen Kampf in kurzer Zeit unterliegen müsse, so hatte er einen Plan ausgearbeitet, der darin bestand: bei Drissa an der Düna (nordöstlich von Wilna) ein verschanztes Lager, das dem Feinde den Weg nach St. Petersburg zu verlegen bestimmt war, anzulegen und hier eine Schlacht anzunehmen, Hauptschlachten aber auszuweichen, den Gegner jedoch nach Skythen- und Partherart immer zu umschwärmen und nie zur Ruhe kommen zu lassen, ihn immer tiefer in den russischen Winter und ins Innere des Landes hineinzulocken, aus diesem die gesamte Bevölkerung und alle Vor-

räte fortzuschaffen und auf diese Weise die aller Hilfsmittel beraubten Eindringlinge zu zermürben und körperlich und seelisch zu Grunde zu richten. Kaiser Alexander, der in P hull unbegrenztes Vertrauen setzte, billigte dessen Plan und ordnete seine Ausführung an. Der Erfolg gab P hull recht. Auf den unwirtlichen Schnee- und Eisfeldern Rußlands nahm Napoleons Macht den Todeskeim in sich auf; auf den Schlachtfeldern Sachsens, Frankreichs und Belgiens brach sie in den nächsten drei Jahren nach und nach völlig zusammen. Die unterjochten Völker warfen die Sklavenketten ab. Europa war frei. Und dies ist in der Hauptsache P hulls Verdienst, das man ihm allerdings von verschiedenen Seiten streitig zu machen suchte.

Es ist zwar verbürgt, daß Gneisenau schon im Frühjahr 1812 in Wilna dem Zaren eine Denkschrift überreichte, in der die Vorteile eines freiwilligen Rückzugs ins Innere des Landes dargestellt wurden. Davon wollten aber die russischen Generale nichts wissen, die damals noch mit dem Gedanken spielten, den Krieg nach Deutschland zu tragen. v. P hull, der inzwischen zum Generalleutnant aufgerückt war, wurde nun von seinen Gegnern und Neidern verdächtigt, um die Denkschrift Gneisenaus gewußt und sie zu dem bekannten Plane umgearbeitet zu haben. Demgegenüber steht unstreitig fest, daß v. P hull sich mit seinem Kriegsplan schon seit Jahren beschäftigt, mit dem Kaiser wiederholt und eindringlich darüber gesprochen und diesen schließlich von der Notwendigkeit seiner Verwirklichung überzeugt hatte. Wohl aber kannte er spätestens seit 1809 das von dem Prinzen Eugen*) von Württemberg schon vor 1805 erdachte und nach und nach mit Ludwig v. Wolzogen ausgearbeitete Rückzugssystem, aus dem er Einzelheiten in seinen Plan aufnahm. Alexander entschied schließlich den widerlichen Streit zu Gunsten

*) Eugen von Württemberg, ein Neffe König Friedrichs und des Zaren Paul I., wurde am 8. Januar 1788 in Ols in Schlesien geboren, wo sein Vater, Herzog Eugen Friedrich Heinrich (1753—1822), damals ein preussisches Husarenregiment befehligte. In der Schlacht von Jena und Auerstädt führte dieser als General der Kavallerie ein Reservekorps, nahm bald darauf seinen Abschied und zog sich auf die schlesische Herrschaft Karlsruhe zurück, die 1793 durch Erbschaft in seinen Besitz gelangt war. Des Prinzen nächsthöhere Ahnen waren die regierenden Herzoge Friedrich Eugen (1732—1797) und Carl Alexander (1684—1737). Von diesen beiden, die sich, der eine in preussischen, der andere in österreichischen Diensten, großen Feldherrnrühm erworben, hatte Eugen seine hohe militärische Begabung ererbt; auch war er dichterisch und musikalisch veranlagt.

Als Mensch und Soldat gleich hochstehend, schon in der Jugend von selbständigem Urteil und großem Selbstbewußtsein, war der von einem rastlosen Wissensdrang und hohem Pflichtgefühl befeelte Prinz eine Zierde der russischen

Whull's, indem er in einem untern 12. Dezember 1813 von Frankfurt a. M. aus an ihn gerichteten Brief, dem der Wladimirorden I. Klasse beilag, u. a. schreibt: „Wenn ich einige Kenntnisse im Kriegshandwerk beizuge, so verdanke ich dies Ihnen allein; aber ich schulde Ihnen noch größeren Dank: Sie haben den Plan entworfen, der mit Hilfe der Vorsehung Rußland und mit ihm Europa gerettet hat.“

Aber ehe v. Whull diese kaiserliche Anerkennung seiner Tätigkeit und des Gelingens seines inzwischen etwas abgeänderten Planes zu Gesicht bekam, hatte er Schweres erfahren. Da der Zar voraussah, daß der russische Nationalstolz sich gegen die zaudernde Kriegsführung aufbäumen werde, zumal der Urheber ein

Generalität. Seinen Truppen, mit denen er alle Anstrengungen und Gefahren teilte, war er durch seine Kaltblütigkeit und persönliche Tapferkeit ein leuchtendes Vorbild. Die schwärmerische Verehrung, die er seinem Vetter, dem Kaiser Alexander I., entgegenbrachte, erwiderte dieser bei aller äußerlichen Höflichkeit mit einem nicht zu beschwichtigenden Mißtrauen, das wohl durch des Prinzen vaterländische (preußisch-deutsche) Gesinnung und seine Beliebtheit im Heer hervorgerufen wurde. Daraus sowie aus dem Hänkespiel einiger eifersüchtigen russischen Generale erklärt es sich, daß der Prinz beim Vorrücken und bei Auszeichnungen wiederholt übergangen wurde, daß er im Krieg kein höheres, selbständiges Kommando erhielt und daß sein Einfluß auf den Feldzugsplan von 1812 wie auch seine glänzenden Waffentaten, die er zudem oft mit unzureichenden Kräften und unter erschwerten Umständen ausführen mußte, in den amtlichen Berichten meist totgeschwiegen oder anderen zugeschrieben wurden. Durch diese Behandlung fühlte sich der ehrgeizige Jüngling tief gekränkt, so daß er wiederholt Rußland verlassen wollte, was aber seine Verwandten immer wieder zu verhindern wußten.

Als Liebbling und Schübling seiner Tante, Maria Feodorowna (Sophie Dorothee von Württemberg), der Gemahlin des Zaren Paul I., war er von diesem schon mit 8 Jahren zum Obersten, mit 10 zum Generalmajor und Regimentskommandeur ernannt worden. Diese Stelle trat er im Januar 1801 an, kehrte aber nach dem gewaltigen Tode seines Oheims (23. März 1801) wieder ins Elternhaus nach Karlsruhe zurück, wo er seither unterrichtet worden war. Er erhielt nun einen neuen Lehrer in dem preußischen Leutnant Ludwig v. Wolzogen (1773—1845), der 1805 in württembergische, 1807 in russische, 1815 wieder in preußische Dienste trat und als Erzieher des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. bekannt ist. Im militärischen Unterricht entwickelte der Knabe mit Vorliebe seine frühreifen Gedanken über die Vorteile eines freiwilligen, stufenförmigen, konzentrischen Rückzugs, die Wolzogen nach anfänglichem Widerspruch schließlich sich zu eigen machte. An den Besuch der Universität Erlangen (1802—1804) und einen einjährigen Aufenthalt in Stuttgart, wo er sich hauptsächlich militärischen Studien widmete, schloß sich im Jahre 1805 eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien an. Bei seiner Begegnung mit Napoleon in Ludwigsburg im Oktober dieses Jahres bot ihm dieser eine höhere Offizierstelle an. Der Prinz aber versuchte, im preußischen Heere unterzukommen, was jedoch an seinem russischen Generalsrang scheiterte; doch machte er den unglücklichen Feldzug von 1806 als Adjutant seines Vaters mit.

Im November endlich, als sich Rußland mit Preußen gegen Napoleon

Ausländer war, dessen Bevorzugung die Einheimischen schon längst mit scheelen Blicken betrachteten, so hatte er nur den das Lager von Drissa betreffenden Teil des Plans veröffentlichen lassen. Aber dieses wenige genügte, einen gegen Phull gerichteten Sturm der Entrüstung zu entfesseln, so daß der Kaiser vorübergehend wankend wurde und diesen schleunigst vom Kriegsschauplatz abberief. Aber obgleich er es ängstlich vermied, v. Phull mit den an der Spitze der Regierung und des Heeres stehenden Russen in Berührung zu bringen, so wuchs doch die Erregung immer mehr. Und als gar das Gerücht ausgesprengt wurde, daß Phull von Napoleon bestochen sei, um ihm durch seinen Plan, den man als Hirngespinnst bezeichnete, Rußland in die Hände zu spielen,

verbündete, erhielt er den Befehl, sich beim General Bennigsen zu melden, der an der Weichsel stand. In dessen Gefolge wohnte er den mörderischen Schlachten bei Pultusk, wo sein Rückzugssystem erstmals angewendet wurde, und bei Preußisch-Eylau an. Er erhielt dann eine Einladung an den Hof in St. Petersburg und bald darauf ein Brigadefommando in Wilna.

Inzwischen war des Prinzen früherer Lehrer, L. v. Wolzogen, als Generalstabsmajor in das russische Heer eingetreten. Er schrieb für den Kaiser kleine Aufsätze im Sinne des von ihm und dem Prinzen Eugen vertretenen Systems. Für den Rückzugsgedanken aber war Alexander bereits von Phull gewonnen worden, dessen diesbezügliche Ansichten in der Hauptsache mit denen des Prinzen Eugen übereinstimmten. Die noch in einigen Punkten bestehende Meinungsverschiedenheit wurde durch Wolzogens Denkschrift vom Jahre 1809 ausgeglichen. Der auf diese Weise abgeänderte und bereits auf die Kriegführung Napoleons zugeschnittene Plan Phulls bildete nun die Grundlage für den Feldzug von 1812. In den Augen Alexanders war v. Phull dessen Urheber. Dies beweist außer dem oben angeführten Brief aus Frankfurt die Äußerung, die der Kaiser 1821 gegenüber dem Prinzen Eugen tat: „Rußland darf nie vergessen, daß ich mich dem General Phull für seinen Plan zu Dank verpflichtet fühle.“

Im Jahre 1808 wurde der Prinz mit einem besonderen militärischen Auftrag an die baltische Küste mit dem Sitz in Riga entsandt und im nächsten Jahre mit einer diplomatischen Sendung an den preussischen Hof in Königsberg betraut. Am Türkischen Krieg von 1810/11 nahm er als stellvertretender Divisionskommandeur teil.

Im Feldzug von 1812 zeichnete er sich als Befehlshaber der 4. Division in 6 Schlachten und vielen Gefechten aus. Für sein tapferes, umsichtiges Verhalten bei Smolensk wurde er noch auf dem Schlachtfeld zum Generalleutnant befördert. Ebenso ruhmvoll kämpfte er bei Borodino, beim Überfall von Tarutino, bei Wjasma, Krasnoj und, nachdem er inzwischen den Befehl über das 2. Armeekorps erhalten, bei Kalisch. Nach Beendigung des Kriegs trug sich der Prinz eine Zeitlang mit dem Gedanken, an der Spitze eines deutschen Reichsheeres das alte Reich wieder aufzurichten.

Hell erstrahlte sein Feldherrnruhm im Jahre 1813. Nach der Schlacht bei Lützen deckte er den Rückzug der Armee. In dem Treffen bei Bautzen verteidigte er die Stadt und sicherte den planmäßigen Abmarsch durch die Behauptung des Töpferbergs bei Reichenbach. Nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden hielt er mit dem 2. Korps und den kaiserlichen Garden den General Vandamme bei Kulm bis zum Eintreffen Kleists auf der Höhe von

wurde er vom Volk tätzlich beleidigt und schwebte in steter Lebensgefahr, weshalb ihn der Zar 8 Tage in seinem Geheimkabinett verborgen hielt, ihm aber dann nahelegte, Rußland zu verlassen. Doch gingen über Erkundigungen und Reisevorbereitungen noch 4 Wochen hin, ehe v. Phull am 26. Oktober 1812 in Begleitung seiner treuen, tapferen Lebensgefährtin, an deren starker Seele er in all dem Widerwärtigen der letzten Zeit einen kräftigen Halt gehabt hatte, den St. Petersburger Schnee von den Füßen schütteln konnte.

In Verkleidung und unter allerlei Gefahren und Zwischenfällen — u. a. kam durch die Nachlässigkeit eines Dieners ein

Kollendorf auf und rettete dadurch das Heer, dessen Rückzug über die böhmischen Pässe gefährdet gewesen war. In der Völkerschlacht focht er bei Wachau in heldenmütiger Ausdauer unter großen Verlusten; am 18. Oktober unternahm er den letzten Sturm auf Probstheida. Im Feldzug von 1814 zeichnete sich der Prinz besonders vor Paris aus, wo er am 31. März zum General der Infanterie ernannt wurde.

Im nächsten Jahre erhielt er den Befehl über das 1. Armeekorps in Mitau (in Kurland); da er aber gleichzeitig für die Dauer des Friedens vom Dienst befreit wurde, lebte er in den nächsten zehn Jahren teils auf Reisen teils in Karlsruhe, wo er sich mit Musik und Schriftstellerei beschäftigte. Im Jahr 1817 hatte sich der Prinz (seit 1822 Herzog) mit der Prinzessin Mathilde von Waldeck, und als diese nach achtjähriger, glücklicher Ehe starb, 1827 mit der Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg vermählt.

Im April 1828 griff er zum letzten Male zum Schwert, als ein neuer Türkenkrieg ausbrach, den er zuerst im Gefolge des ihm wohlgesinnten Kaisers Nikolaus I., dann als Befehlshaber des 7. Korps mitmachte. Von jetzt an aber lebte er, da seine Gesundheit durch die Strapazen des Krieges und die häufigen Gemütserschütterungen geschwächt war, in stiller Zurückgezogenheit in beglückender Häuslichkeit in Karlsruhe. Aufmerksam verfolgte er die Weltereignisse und erlebte noch die Thronbesteigung Alexanders II., der ihn durch die volle Anerkennung seiner militärischen Verdienste am Abend seines Lebens hoch beglückte. Am 16. September 1857 verschied er sanft in Karlsruhe. Im Jahre 1846 hatte der Herzog seine „Erinnerungen von 1812“ veröffentlicht; außerdem hinterließ er schriftliche Aufzeichnungen, die zusammen mit den „Erinnerungen“ im Jahre 1862 von dem preussischen Obersten Frhrn. v. Hellendorf unter dem Titel „Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg“ herausgegeben wurden.

Sein einziger Sohn aus erster Ehe, Herzog Eugen Wilhelm Alexander Erdmann (1820—1875, preussischer General der Kavallerie und Mitglied des Herrenhauses) war der Vater des Herzogs Eugen Wilhelm August Georg (1846—1877, württ. Major). Dessen Ehe mit der Großfürstin Wera entsprossen die Herzoginnen Elsa und Olga, die sich 1897 bezw. 1898 mit den prinziplichen Brüdern Albrecht und Maximilian zu Schaumburg-Lippe vermählten. Herzog Eugens ältester Sohn aus zweiter Ehe war Herzog Wilhelm Nikolaus (1828—1896), der 1847 in österreichische Dienste trat, in Italien, Schleswig und Böhmen mit Auszeichnung kämpfte, 1878 Bosnien besetzte, Feldzeugmeister und zuletzt kommandierender General in Graz war; er starb unvermählt in Meran, nachdem er seit 6. Oktober 1891 der nächste württembergische Thronanwärter gewesen war.

Felleisen mit den wertvollsten Sachen des Generals abhanden — gelangten sie unerkannt nach Wiborg und von da auf halbschwerlichen Wegen nach Abo in Finnland. Jetzt waren sie ihres Lebens wenigstens sicher; aber noch war die ebenso beschwerliche als gefährliche Schlittenreise auf dem Postweg über die durch sehr schmale Übergänge verbundenen Alandsinseln zurückzulegen, ehe sie Stockholm erreichten, wo sie in größter Zurückgezogenheit 8 Tage lang ausruhten. Neu gestärkt setzten sie die Reise nach Gottenburg fort, von wo sie ein englisches Paketboot in sehr gemischter Gesellschaft am 7. Dezember glücklich nach England brachte.

Aber die Verstimmung darüber, daß er zur Untätigkeit verdammt war und die Ausführung seines Planes anderen hatte überlassen müssen, das kränkende Gefühl des Verkannt- und Verbanntseins sowie die Anstrengungen und Gefahren dieser Winterreise hatten Phulls schon in Rußland erschütterte Gesundheit so ungünstig beeinflusst, daß er alsbald nach seiner Ankunft in London in eine gefährliche Krankheit fiel, die ihn drei Monate aus Krankenlager fesselte.

Nachdem er sich unter der sorgfältigen Pflege seiner Gattin erholt hatte, hielt er dem Prinzen von Oranien, dem späteren König Wilhelm I. der Niederlande, kriegswissenschaftliche Vorlesungen. Der Aufenthalt in England dauerte übrigens nicht lange. Als sich nämlich Rußlands Sieg über Napoleon 1813 in Mitteleuropa auszuwirken begann, da zog es v. Phull*) nach dem Festland, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu sein und mit seinem kaiserlichen Herrn zusammenzutreffen, der ihm aufs neue seine Huld zuwandte. Der General folgte deswegen gerne der Einladung seines hohen Londoner Zöglings, mit seiner Gattin nach dem Haag überzusiedeln. Hier lebte er eine Zeitlang als Privatmann und aufmerksamer Beobachter der Weltereignisse.

Aber schon im Juni 1814 wurde er durch ein huldvolles Handschreiben des Zaren in seine frühere Stellung und seinen Rang eingesetzt und gleichzeitig zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister im Haag mit einer persönlichen Zulage von 12 000 Silberrubeln ernannt. Am 23. Juni überreichte v. Phull sein Beglaubigungsschreiben und wurde bald

*) Er war in London mit dem dortigen österreichischen Gesandten (1858 als Ministerpräsident in Wien gestorbenen) Freiherrn v. Wessenberg zusammengetroffen. Dieser bewog ihn, sich dem Kaiser Alexander wieder zu nähern, und erbot sich gleichzeitig zur Übermittlung des von Phull an jenen gerichteten Schreibens.

Darauf durch den Besuch seines kaiserlichen Gönners geehrt, als dieser von England nach Rußland zurückkehrte. Hier sowohl wie in Brüssel, wo der König regelmäßig eine Zeitlang Hof hielt, machte v. Phull mit Rücksicht auf seine Stellung ein großes Haus, dem seine geistreiche Gattin mit Umsicht und anmutiger Würde vorstand. Da er aber kein Vermögen besaß, so geriet er schon im nächsten Jahre in große Geldverlegenheiten. Darunter litt namentlich seine Frau ebenso sehr wie unter dem fortwährenden, mit der Führung eines so großen Haushalts verbundenen Verdruß sowie unter dem Übermaß gesellschaftlicher Verpflichtungen in und außer dem Hause, die ihrem verinnerlichten Wesen so wenig zusagten. Ihre Briefe verraten deswegen zunehmende Traurigkeit und Mutlosigkeit, die nur durch die Nachricht von Luiseus Verlobung und späterer Verheirathung mit Herrn v. Schlieffen auf einige Zeit verschleucht wurden.

Als aber Kaiser Alexander anlässlich seines Besuches am niederländischen Hof im Oktober 1817 einen Goldregen über seinen Günstling ausschüttete, konnte dieser nicht bloß alle seine Verbindlichkeiten regeln, sondern auch in Brüssel in angenehmster Lage ein behagliches Heim erwerben, in dem er im nächsten Jahre abermals den Besuch des Kaisers und der Kaiserin erhielt. Hier hatte v. Phull nämlich im Jahre 1818 seinen Amtssitz verlegt, da er sich von dem Wechsel des Klimas, der neuen Umgebung und den neuen Eindrücken neben der Besserung der äußeren Verhältnisse eine günstige Wirkung auf das Befinden seiner Frau versprach. Und in der That fühlte sich diese in Brüssel anfangs recht befriedigt; ihre Briefe atmen Heiterkeit und Zuversicht. Bald aber plagte sie die Sehnsucht nach dem viel angenehmeren Leben im Haag. Trotz wiederholter Huldbeweise des Zaren und seiner Gemahlin, trotz der wärmsten Theilnahme und Zuneigung, die ihr die Königin der Niederlande bewies, kehrten die trüben Gedanken wieder. Ein immer schwererer Druck lastete auf ihrer Seele, und im Frühjahr 1819 sank sie in völlige geistige Ummachtung.

Dies veranlaßte v. Phull, im Jahre 1821 seinen Abschied zu nehmen und nach Stuttgart überzusiedeln. Der hohe Ruhegehalt, den ihm die kaiserliche Huld gewährte, gestattete ihm, seine Häuslichkeit mit allen Annehmlichkeiten auszustatten. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit, mit der Abfassung kriegswissenschaftlicher Arbeiten beschäftigt, die im Jahre 1853 teilweise vom Obersten v. Baz veröffentlicht wurden. Erholung fand er im Verkehr mit seinem Vetter, dem württembergischen General und Gesandten a. D. Friedrich v. Phull. Im übrigen

widmete er sich seiner kranken Frau, die unter seiner sorgfältigen Pflege und bei regelmäßiger körperlicher Beschäftigung — sie theilte sich mit den Diensthöten in alle, selbst die größten Arbeiten in der Haushaltung — im Jahre 1825 wieder die alte Spannkraft und Frische ihres Geistes erlangte.

Noch mehrere Monate ruhigen, innigen Zusammenlebens waren den Ehegatten vergönnt als versöhnender Abschluß ihres Lebens, das ihnen so manche Bitterkeit zu kosten gegeben hatte. Aber auch auf diese beglückende Zeit fiel ein düsterer Schatten, als die Nachricht von dem Tode ihres Beschützers und Wohltäters, des Kaisers Alexander, Europa durcheilte. Wenige Monate später beschloß auch Generalleutnant v. Phull am 25. April 1826 in Stuttgart seine irdische Laufbahn, die ihn auf lichte Höhen und in dunkle Tiefen geführt hatte. Für alle Zeiten aber wird sein Name unzertrennlich verbunden bleiben mit den weltgeschichtlichen Ereignissen, als sich im russischen Winter von 1812 die ersten Verböten des nahenden Völkerfrühlings meldeten; und heute noch hat er nach dem Zeugnis seines kaiserlichen Herrn ein Anrecht auf die Dankbarkeit des nichtfranzösischen Teiles von Europa.

Seine letzte Ruhestätte im neueren Teil des Hoppenlauredhofes rechts vom Hauptweg bezeichnet eine liegende, wappengeschmückte Grabplatte mit der Inschrift in russischer und deutscher Sprache: „Nicht uns, dem Universum gehören wir an.“

Nach dem Tode des geliebten und verehrten Gatten hatte Henriette v. Phull nur noch den einen Wunsch, an die Stätte ihrer Kindheit zurückzukehren und dort nach dem unstillen Wanderleben ihre Tage in Ruhe zu beschließen. Binnen Jahresfrist hatte sie ihren Hausstand in Stuttgart aufgelöst, und anfangs 1827 trat sie die Reise nach Pommern an. In Soltikow nahm sie kurzen Aufenthalt, um die heißgeliebte Pflögetochter nach 18jähriger Trennung in die Arme zu schließen, sowie ihren Schwiegerohn und ihre Enkel kennen zu lernen. Dann aber zog es sie mit Macht nach Schwerin, dessen Besitz sie sich durch ein Abkommen mit ihrem Bruder auf Lebensdauer gesichert hatte.

Hier fand sie für ihre Tatkraft, ihren lebhaften Geist und das körperliche Arbeitsbedürfnis ein reiches und lohnendes Feld der Tätigkeit. Da sie den doppelten Witwengehalt bezog, den sie durch die Gnade des Kaisers Nikolaus im Ausland verzehren durfte, befand sie sich in sehr guten Vermögensverhältnissen. Sie traf das Gut in ziemlich verwahrlostem Zustande an, ließ sich deshalb dessen Verbesserung und Verschönerung angelegen sein und sorgte namentlich auch für das leibliche und geistige Wohl ihrer Untertanen.

Zu dem Behuf ließ sie die halb verfallenen Gutzgebäude niederreißen und durch steinerne ersetzen. Schloß und Kirche wurden erneuert und letztere mit einer Turmuhr versehen. Für die hörigen Arbeiterfamilien im Dorf, dessen Bach überbrückt wurde, ließ sie gesunde Wohnungen erstellen. Besondere Sorgfalt verwendete sie auf Baumpflanzungen aller Art. Ein besonderes Geschick entfaltete sie in der Anleitung der Dienstboten, die sie sehr jung einstellte und denen sie alle Verrichtungen, wie Betten, Reinigen der Zimmer, Waschen und Bügeln vormachte. Ihrer Mutter und Schwester bereitete sie in Schwerin ein behagliches, sorgenfreies Dasein. Den Bruder, der mit einer zahlreichen Familie in der benachbarten Kreisstadt Labes lebte, unterstützte sie nach Kräften.

An Henriettens frühere Krankheit erinnerten noch allerlei kleine Sonderlichkeiten. Auf ihren Gängen ins Dorf zu Besuchen bei Armen und Kranken z. B. mußte ihr ein Diener in Bedientenkleidung stets einen roten, baumwollenen Regenschirm nachtragen. Sonst verließ sie das Schloß, das mit den Gegenständen aus ihrer Glanzzeit aufs behaglichste und geschmackvollste eingerichtet war, höchst selten. Sie lebte einsam, in scheuer, fast klösterlicher Abgeschlossenheit, in die der Verkehr mit ihrer Tochter und deren Kindern eine willkommene Abwechslung brachte. Diese Besuche wurden regelmäßig in jedem Jahr mindestens einmal wiederholt, seit Luise v. Schlieffen Vater und Gatten kurz nacheinander verloren hatte.

In Nahrung und Kleidung besleißigte sich Henriette v. Phull der größten Einfachheit. Gelegentlich aber entfaltete sie auch Gepränge und gefiel sich im Ungewöhnlichen, im Auffallenden. Mußte sie einmal auf einem benachbarten Herrensitz einen Besuch machen oder erwidern, so geschah dies stets in der alten, verblicheneu Prunkkutsche mit einem Diener auf dem Bock neben dem Kutscher, der die vier Pferde lenkte. Nicht geringes Aufsehen erregte sie einst in Berlin durch die in Schnitt und Form ganz ungewöhnliche Kleidung, die nach ihren eigenen Angaben aus selbstgewobenem Stoff angefertigt war.

Henriette hatte zeitlebens einen regen Briefwechsel geführt, den sie aber in ihren letzten Jahren wegen zunehmender Augenschwäche einschränken mußte. Verhältnismäßig früh machte sich bei ihr das Alter fühlbar, und schon am 17. Februar 1840 entschlief sie nach langem schweren Todeskampf in den Armen der Tochter, die ihr den letzten Liebesdienst erwies.

Während sich das Leben der meisten Frauen im engen Kreis der Häuslichkeit abspielt, war das Henriettens reich an wechsel-

den Aufgaben und außergewöhnlichen Erlebnissen. Ehre wurde ihr in reichem Maße zuteil, Glanz und Überfluß umgaben sie; doch lernte sie auch die Nachtseiten des Daseins kennen. Aber ihre tiefinnerliche Frömmigkeit ließ sie gute wie böse Tage mit Gleichmut ertragen.

Ihre sterblichen Überreste ruhen in einem Grabgewölbe, das sie auf einer lieblichen Anhöhe unweit des Dorfes hatte erbauen lassen. In den dankbaren Herzen ihrer Verwandten und der Dorfbewohner, die Zeugen ihres segensreichen Wirkens gewesen waren, hat sie sich aber ein Denkmal errichtet, dauernder als Erz.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie; v. Alten, Handbuch für Heer und Flotte; Poten, Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften; Allgemeine Konservative Monatschrift 1882; Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg (3 Bände) 1862; Freiherrliches Taschenbuch; B. Pfeiffer, der Hoppenlaufriedhof; Hauber, die Hohe Karlschule; Beschreibung des Oberamts Leonberg.



Literarisches.

Im Vorstehenden konnten wir auf S. 53 ff. einen anziehenden und wertvollen Beitrag über *Monrepos* nach den Aufzeichnungen des als Offizier und Altertumsforscher hochverdienten Generals Eduard von Kallee zum Abdruck bringen. Herr Stadtpfarrer a. D. Richard Kallee, dessen Entgegenkommen wir die Veröffentlichung der Erinnerungen seines Vaters verdanken, ist selbst ein Sohn der Stadt Ludwigsburg, wo er am 18. Dezember 1854 im Hause Nr. 37 der Vorderen Schloßstraße geboren wurde. Er verlebte einen Teil seiner Jugendjahre in seiner Geburtsstadt, und das Andenken daran steht heute noch bei ihm in frischer Erinnerung. Er wandte sich dem Studium der Theologie zu und wirkte nach den Jahren unständiger Verwendung zunächst als Pfarrer in Michelbach a. W., dann als Stadtpfarrer in Ohringen und seit 1896 in Feuerbach, wo er am 1. Oktober 1923 in den Ruhestand trat. Während seiner Amtszeit hat er mit seiner glänzenden Rednergabe nicht nur der Gemeinde gedient, sondern auch in weiten Kreisen für die Sache des evangelischen Bundes gewirkt.

Neben seiner vielumfassenden Amtstätigkeit hat er immer noch Zeit zu erübrigen gewußt, um auch schriftstellerisch hervorzutreten. Vor uns liegt eine reizende Studie „Der Löwe in Plastik und Heraldik (Weber, Feuerbach), die ebensosehr von einer fesselnden Darstellungsgabe, wie von umfassendem kulturgeschichtlichem Wissen und künstlerischen Verständnis Zeugnis ablegt.

Viele neue Aufschlüsse verdankt der Geschichts- und Vaterlandsfreund den Erinnerungen und Erlebnissen des Generals Eduard von Kallee, die der Sohn unter dem Titel „Aus der politischen Wiedermeierzeit“ im Kohlhammer'schen Verlag zu Stuttgart erscheinen ließ. Man erfährt daraus soviel Wissenswertes aus dem Jahre 1848 und den beiden folgenden Jahrzehnten, sowie allerlei charakteristische Einzelzüge über die Persönlichkeit König Wilhelms I., und das alles in so anmutiger, liebenswürdiger, ja klassischer Form, daß man das Buch nicht mehr aus der Hand legen mag, wenn man einmal mit dem Lesen begonnen hat.

Einen weithin reichenden Ruf hat sich Stadtpfarrer Kallee als Altertumsforscher erworben. Nachdem er schon im Jahr 1900 im Horn auf dem Lemberg eine keltische Liehburg entdeckt hatte, ging er daran, zu beiden Seiten der Rosenstraße in Feuerbach ein alamannisches Reihengräberfeld auszuheben. In den Jahren 1901—12 wurden dort unter seiner umsichtigen, sachverständigen Leitung 104 Gräber aus dem 6.—8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgedeckt, aus denen man ganz seltene Funde zu Tage förderte.

Mit diesen und anderen wertvollen Altertümern hat Kallee der Stadt Feuerbach eine Altertumsammlung gegründet, die unter den vaterländischen Sammlungen einen sehr beachtenswerten Platz einnimmt. Um auf die Bedeutung dieser Funde und andere ortsgeschichtliche Denkzeichen der Vergangenheit aufmerksam zu machen und in ihr Verständnis einzuführen, hat Kallee die „Feuerbacher Geschichtsblätter“ (Feuerbach bei Weber) ins Leben gerufen, von denen bis jetzt 4 Hefte — alle ausschließlich Gaben seines Forscherfleißes — erschienen sind. Das erste Heft behandelt die alten und neuen Kirchenglocken Feuerbachs, Heft 2 berichtet von den alamannischen Steingräbern, sowie von alten Grabmalen, von mittelalterlichen Steinkreuzen, von dem aus dem Jahre 1463 stammenden Taufstein, dessen Inschrift Kallee wieder ans Licht gezogen hat, usw. Das 3. Heft bringt uns die Feuerbacher Patronatspfarrer in anziehenden Lebensbildern nahe. (Die Pfarrei Feuerbach war nämlich ursprünglich ein Patronat der Universität Tübingen). Diesem Heft schließt sich das 4. an, das uns viel Ergreifendes von den Schicksalen der Feuerbacher Pfarrer aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zu erzählen weiß. Wer diese Hefte liest und ihren Bilderschmuck mit sinnendem Auge betrachtet, wird dies nicht tun können, ohne den erstaunlichen Forscherfleiß und das Geschick zu bewundern, mit dem Kallee aus steinernen und handschriftlichen Urkunden, sowie aus gedruckten Quellen so ansprechende Lebens- und Familienbilder herauszuarbeiten verstand.

Die Stadtgemeinde Feuerbach hat sich dem Erforscher ihrer Vergangenheit dankbar erwiesen. Sie hat in großzügiger Weise für die Sammlung und den Sammler ein Haus erstellt und damit eine Stätte geschaffen, die ihr dauernd zur Ehre gereichen wird.

Möge es dem verdienten Forscher, der vor anderthalb Jahren unter viel freundlicher Teilnahme von nah und fern seinen 70. Geburtstag feiern durfte, beschieden sein, uns unter manch anderer Gabe seiner Feder auch noch seine Ludwigsburger Kindheitserinnerungen zu erzählen. Er wird sicher in der Vaterstadt ebenso eifrige und dankbare Leser dafür finden, wie für seine in der Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers, Jahrgang 1922 Nr. 8—10, erschienenen Stuttgarter Kindheitserinnerungen und die Erzählungen „Aus dem alten Württemberg.“

B.



Inhalt:

1. Geschichte von Pflugfelden von Stadtpfarrer a. D. Hermann Dieterich	3
2. Monrepos von † Eduard von Kallee, k. württ. Generalmajor a. D.	53
3. Markgröningen im Bauernkrieg vor 400 Jahren von Professor Dr. Kömer	70
4. Eduard Mörike von Oberstudiendirektor R. Müller	77
5. Das Mörikezimmer in Ludwigsburg von C. Belchner	86
6. K. L. August und Henriette v. Hull von Studienrat C. Schübelin	91
7. Literarisches	105